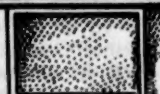
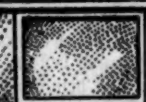
Die Mennonitische Rundschau

Lasset uns fleißig sein zu halten die Einigkeit im Geist.

35 Jahrgang. Scottdale, Pa., 19. Juni 1912. No. 25.

Der Mensch denkt

Über Gott lenkt

Ein Mensch ist in seinem Leben wie Gras, er blühet wie eine Blume auf dem Felde;

Wenn der Wind darüber gehet, so ist sie nimmer da, und ihre Stätte kennet sie nicht mehr.

Die Gnade aber des Herrn währet von Ewigkeit zu Ewigkeit über die, so ihn fürchten; und seine Gerechtigkeit auf Kindeskind,

Bei denen, die seinen Bund halten, und gedenken an seine Gebote, daß sie darnach tun.

Ps. 103, 15—18.

Gott lässet Gras wachsen für das Vieh und Saat zu Nutz des Menschen, daß das Brod des Menschen Herz stärke.

Wie habt ihr das Eitle so lieb!

Die Zeit flieht hin und immer näher
Rückt dir die ernste Ewigkeit;
Wird es dir wohler oder weher
Bei solchem raschen Flug der Zeit?
Hast du nur Seufzer, Klagen, Tränen
Um das, was rasch vorüberfliegt,
Und kennt dein armes Herz kein Sehnen
Nach dem, was drüben vor dir liegt?

Empfängst du nur die Lebenskräfte
Aus dem, was diese Welt enthält,
Und hast du nie geschmeckt die Kräfte
Der ewigen und bessern Welt?
Fühlst du nur heimisch dich auf Erden?
Ist dir der Himmel fern und fremd?
O Mensch, wie wird es endlich werden,
Wenn Tod und Grab dies Leben hemmt?

Stell' dich ans Ziel der Lebenstage,
Du, ach so weit verirrter Geist!
Stell dich dahin, bedenk' und frage:
Was solch ein Leben dir verheißt?
Bald ist für dich die Welt verflossen,
Dein Herz steht still, dein Auge bricht,
Das Grab ist unter dir erschlossen,
Doch über dir der Himmel nicht.

[illegible] dich retten vom Verderben,
Der Sünde und der Eitelkeit;
Such' dir ein Leben vor dem Sterben
In dieser angenehmen Zeit.
Nur e i n e r kann und will es geben,
Er ist das Leben selbst und spricht:
Wer an mich glaubt, wird ewig leben
Und sieht den Tod im Tode nicht.

S p i t t a.

Die kostbare Zeit!

Die heilige Schrift macht uns auf mehreren Stellen aufmerksam, die Zeit doch recht auszukaufen oder zu benutzen, wovon wir auch in Eph. 5, 16 lesen. Auch ein altes Sprichwort sagt: „Zeit ist Geld“, welches auch ein wahres Wort ist. Denn durch Verschwendung der Zeit geht in jeder Hinsicht viel verloren; ganz besonders aber in geistlicher. Ja, wer die schöne Gnadenzeit nicht zur Ehre Gottes und zum Heil seiner Seele benutzt, der hat alles für Zeit und Ewigkeit verloren und ist vielleicht auch noch andern ein Hindernis zur Bekehrung gewesen. Das gilt selbstverständlich allen Menschen, aber besonders unserer lieben Jugend, denn die soll doch schon frühe von den Eltern und den Lehrern angehalten werden, in jeder Beziehung die so kostbare Zeit auf rechte Weise zu benutzen, um etwas Nützliches zu lernen und auch zu tun, wozu auch die Uebung in deutscher und englischer Sprache gehört.

Wer ein erfolgreicher Bürger schon in diesem Leben werden will, der muß auch jede Gelegenheit benutzen, um in allen Dingen Fortschritte zum Guten zu machen. Wenn es schon lobenswert ist, wenn man sich bemüht, für dieses Leben sich nützlich zu machen und den Menschen mit seinen von Gott geschenkten Gaben und Kenntnissen zu dienen, wievielmehr noch sollte jederman darauf bedacht sein, sich bei Zeiten für die Ewigkeit vorzubereiten, und als ein rechter Himmelsbürger nach Kräften schon in diesem Leben suchen, dem Herrn und unsern Mitmenschen zu dienen. Aber zum rechten Auskaufen der Zeit muß man auch viel gute und belehrende Schriften lesen; denn durch vieles Lesen wird das Gedächtnis geschärft, und durch diese so nützliche Beschäftigung kann man sich auch schöne Kenntnisse und Bildung aneignen, die immer einen großen Wert und Vorzug im bürgerlichen Verkehr haben; denn Anstand, Bildung und Zuvorkommenheit machen das Leben im gesellschaftlichen Verkehr doppelt schön. Doch über alles geht ja das Studium unserer Bibel, welche nach Ps. 119, 104 nur erst recht klug macht, und zeigt allen Liebhabern der Wahrheit den Weg zur Seligkeit, und ist ein Wegweiser durch dieses ernste Leben und der Welt, wo Versuchung und Täuschung uns im Alltagsleben oft begegnet, die aber doch durch Gebet und innigem Umgang mit Gott und seinem Wort überwunden werden kann, wovon wir schon an den weisen und frommen Männern alter und neuerer Zeit deutliche Beweise haben. Denken wir nur an Daniel. Der war nicht nur ein rechter Staatsmann, sondern auch ein entschiedener Gottesmann der alten Zeit, der besonders dem Herrn diente und auch dem Könige jener Zeit große Dienste leistete.

Wer also nach dem Willen Gottes seine so kurze Lebenszeit recht gut benutzt, der genießt das Leben erst recht und hat für Gottes herrliche Schöpfung und weiser Regierung ein offenes Auge, und interessiert sich für jeden guten Fortschritt, wobei er nicht nur für sich als ein beschränkter und kurzsichtiger Erdenbürger lebt, sondern auch darauf bedacht ist, als wahrer Nachfolger Jesu allem Bösen zu widerstehen und durch Liebe und Ernst andere zu überzeugen sucht, daß unsere jetzige Zeit eine böse Zeit ist, wo die Geldgier, der Modegeist und das fleischliche Leben bald in allen Kreisen mehr oder weniger vorherrschend wird, wobei unsere Jugend, die doch zu wenig Erfahrung und Ueberzeugung von dem bösen Treiben der Welt hat, sich von dem so mächtigen Strom des Zeitgeistes mitreißen läßt. Wer aber in seiner Jugend etwas Rechtes gelernt hat, indem er die Heilige Schrift als Leitstern seines Lebens, als einen wahren Führer durchs Leben hat, und in einer Hochschule nicht verbildet noch eingebildet worden ist, der kann sich selbst und andern zum Segen sein. Das Wort Hochschule ist der rechte Name für die, damit bezeichnete Lehranstalt, und solange dort der Geist Gottes in allen Dingen die Leitung hat, kann solche Schule zum Segen sein. Doch in dieser so aufgeklärten Zeit, wo Wissenschaft wohl das Christentum ersetzen soll, steht es mit den ebengenannten Schulen doch sehr fraglich, weil es dort meistens sehr hoch hergeht.

Der liebe Gott hat auch besondere Schulen, die man am besten Tiefschulen nennt; denn dort werden die Schüler vom Heiligen Geist durch tiefe Wege geführt, damit sie später auch fähig sind, sich vom Herrn brauchen zu lassen, um arme Sünder zu retten und zu Christo zu führen.

Ehe ich zum Schluß komme, möchte ich noch wiederholentlich betonen, daß wir als Haushalter Gottes mit der Zeit, unsern Gaben und Gütern nicht unsern Willen haben, denn dieselben sind ja nur ein Gnadengeschenk unseres himmlischen Vaters. So sollen wir dieselben auch gänzlich in seinen Dienst stellen, damit er durch uns als der Krone der Schöpfung, desto eher seine göttlichen und allein weisen Pläne ausführen kann, die zu seiner Ehre und dem Wohl der Menschheit gereichen sollen. Denn der Ratschluß unseres Gottes mit der Menschheit und der Erde ist ein großer. Daher sind wir als Kinder Gottes durch den lebendigen Glauben an Jesum schuldig, der Welt in ihrer Verschwendung der irdischen Güter etwas Besseres zu lehren, und unsere Mittel und Glieder für Gottes Zwecke zu gebrauchen und nicht fast jeden Cent für die neuen flatterhaften Moden zu verwenden, die dem Christentum sehr schädlich sind, indem sie das Herz für Jesum und die Hilfsbedürftigen verschließen und dem lieben Heiland nur Schande bereiten, und viele Unterlassungssünden aufhäufen, die zu seiner Zeit schwer auf Gottes Wagschale wiegen, und dem betreffenden große Täuschung und Verderben bringen werden, weil man eben versäumt hat, die kostbare Gnadenzeit auszukaufen.

Liebe Leser und Geschwister, wollen es mit der schon so oft genannten Zeit ernst nehmen und dem bösen Feind entschieden entgegentreten und suchen, unsere liebe Jugend schon auf die kommenden Gefahren aufmerksam zu machen; denn der Feind hat v... Helfer, die das Reich der Finsternis bauen helfen! Und doch stehen so viele Christen so gleichgiltig und müßig am Markt, als wenn es noch gar keine Gefahr hat. Herr, hilf uns! soll unser Gebet sein.

J. W. F a s t,

Jansen, Nebr.

Welche vergehen.

„Da wir aber von reden, das ist dennnoch Weisheit bei den Vollkommenen; nicht eine Weisheit dieser Welt, auch nicht der Obersten dieser Welt, welche vergehen.“ 1. Kor. 2—6. In diesen zwei Wörtlein, welche vergehen, liegt sehr viel. Wenn man heute in die Welt hinausschaut und sieht, wie man sucht, die Weisheit dieser Welt mit der Weisheit Gottes gleichzustellen, so muß man staunen. Wissenschaft und Weisheit ist das Thema unserer Zeit.

Wenn wir einen Blick in die Heilige Schrift tun, finden wir, was es ist, mit der Weisheit dieser Welt. Das sehen wir am besten an der Sriftgelehrsamkeit der Obersten in Israel zur Zeit Jesu. Wie großartig hat sie sich gebärdet, ja, wie hat sie sich geschmückt mit Titeln! Wie breitspurig wandeln diese Hohepriester und Rabbi durchs Volk hin, und dieses beugt sich tief vor ihnen. Aber was haben sie geleistet? Das Volk war verschmachtet wie Schafe ohne Hirten, und als er kam, von dem das Alte Testament voll war von Verheißungen, von dem es auf jeder Seite zeugte, da haben sie ihn nicht erkannt, die Schriftgelehrten, und vernichtend lautet, was Pau-

lus weiter sagt: Sie (die Obersten) haben den Herrn der Herrlichkeit nicht erkannt, sondern — gekreuzigt. Wie blind waren diese gelehrten Leute, wenn sie die strahlende Königskrone des vom Himmel herabgestiegenen Gottessohnes nicht sahen, von dem die Apostel verwundert ausrufen: Wir sahen seine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit, als des eingeborenen Sohnes vom Vater voller Gnade und Wahrheit.

Wie haben diese wissenstolzen Herren auf den Zimmermannssohn herabgesehen! Ganz so wie schon der hochmütige Priester Amazia den Propheten Amos mit Spott und Schande vom Tempel zu Bethel wegschickte, weil er sich unterstand, er ein Kuhhirte, Gottes Wort zu reden. Ja, was war das letzte Ende dieser Priesterschaft? Den Herrn der Herrlichkeit haben sie gekreuzigt! Es gibt kein Wort, das die Stockblindheit der Schriftgelehrten mehr kennzeichnet, als dieses. Aber steht's mit einem großen Teil der Schriftgelehrten oder Gelehrsamkeit unter unserem Volke nicht geradeso? Leider! Aber auch über ihn und ihren Obersten, den Tagesgrößen unserer Zeit, stehen zwei Wörtlein: Welche vergehen. Man braucht nicht sehr alt zu werden, um es zu erleben; wir haben in dieser Beziehung schon manches erlebt. Es wird auch von unseren Tageshelden einmal heißen: Sie sind gestorben, die dem Kindlein nach dem Leben standen. Pauli Name wird weiter glänzen, wenn ihre Namen längst vergessen sind. Und wenn das Wörtlein „Monismus" wie ein Morgennebel vergangen sein wird, wird das Wörtlein „Evangelium" noch immer wie süßer Glockenton durch die Lande schallen.

Du hast schon gesehen, mein lieber Mitpilger, wie der Rauch aus dem Kamin der Lokomotive oft in schwarzen Wolken hervordringt, wie er aber schnell verweht wird. Das gibt uns ein Bild von dem „Welche vergehen." Man könnte auch sagen: welche abgetan werden.

Welche vergehen! Welche Kraft, welches Gewicht liegt in diesen zwei Worten! Fühlst du es, mein lieber Mitpilger? Was weiß doch der Geist Gottes in ein kurzes Nebensätzlein hineinzulegen! Welche vergehen. — Damit liegt für den Glauben jetzt schon der Riese der Weisheit dieser Welt mit abgeschlagenem Haupt am Boden.

Was wir reden, das ist dennoch Weisheit. Der Herr segne es!

F r e d K l e m m e r.

Etwas über die Mennoniten in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika.

Von A. G. Peters.

Eigenlob stinkt! — — „Das Eigenlob mag ein Fehler sein, aber es beweist noch nicht, daß die gelobte Eigenschaft nicht vorhanden ist." Wenn ich nun etwas über unsere amerikanischen Brüder mitteile, wie in der Ueberschrift angedeutet ist, so werde ich wohl vorsichtig sein müssen, nicht in den Fehler zu verfallen, uns selbst zu überschätzen. Diese Art macht sich ohnedies schon breit genug. Doch freuen wir uns, daß wir sind, was wir sind. Aber wollen es dabei nicht bewenden lassen. Unser Bestreben sei, besser zu werden als wir sind, denn wir wandeln alle in Unvollkommenheit. Der Glaube aber sieht den Sieg der Vollkommenheit.

Ich habe hauptsächlich die deutsch-russischen Mennoniten — in Amerika auch kurz die „russischen" genannt — im Auge. Nebenbei will ich, von meinem Thema abkommend, etwas das Deutschtum in Amerika berühren.

Die deutsch-russischen Gemeinden, die etwa seit 85 Jahren Bürger der Vereinigten Staaten sind, darf man wohl zum Deutamerikanertum zählen, das in allen Staaten der Union stark vertreten ist. Seit mehr denn zwei Jahrhunderten ist Nordamerika das aussichtsreichste Ziel der deutschen Auswanderer gewesen. Im Staate Pennsylvanien soll es zu einer Zeit so viele Deutsche gegeben haben, daß die Staatslegislatur vor der Frage stand, ob Deutsch oder Englisch die Staatssprache werden solle. Man entschied sich für Englisch, doch wohl nur, weil diese Sprache in den anderen Neuenglandsstaaten vorherrschend war. Ein großer Teil des erwähnten Staates spricht noch heute „pennsylvania dutch", ein Gebräu aus Englisch und Platt- und Hochdeutsch. Man findet es nicht nur im privaten, sondern auch im öfentlichen Verkehr. In Pennsylvanien ließen sich auch viel Mennoniten aus Deutschland nieder, die zum größten Teil „veramerikanisiert" sind. „Amerikanische Mennoniten" können wir sie vielleicht nennen. Chicago zählt ungefähr 250,000 Deutsche. Die Zahl der Deutschen in New-York soll fast dreimal so groß sein. Diese Zahlen mögen nun etwas zu hoch gegriffen sein. Doch wer sich die Mühe gibt, das Adreßbuch der Stadt New-York durchzusehen, der findet darin ganze Seiten deutscher Namen. Milwaukee wird die deutsche Stadt genannt. In Cincinnati, St. Louis, und vielen anderen Städten wird den Deutschen Rechnung getragen. So findet man das deutsche Element auch auf dem Lande stark vertreten. Zudem gibt es überall Deutsche mit englischen Namen. — Manch ein Europäer ist nur zu schnell bereit einen englischen Namen anzunehmen. Ein Beispiel. Vor einer Reihe von Jahren sollen aus Deutschland drei Brüder Klein — Johann, Moritz und Wilhelm — ausgewandert sein. In New York angekommen, hatten sie verabredet, sich erst nach zehn Jahren, in welcher Zeit sie keinen Verkehr irgendwelcherArt unterhalten wollten, in St. Louis, in einem bestimmten Hotel am Neujahrsabend zu treffen. Der festgesetzte Tag kam. Die drei „Amerikaner" kannten sich gegenseitig nicht. Da sie fast ausschließlich in englisch sprechenden Kreisen verkehrt hatten, so war von ihrer Muttersprache wenig geblieben. Auch der deutsche Name war verschwunden. Johann Klein hieß John Kline (spr. Klein), Moritz Klein nannte sich Morris Small (small - klein), und Wilhelm Klein entpuppte sich als Bill Little (little-klein). Deutsche Söhne in fremder Kleidung. Ich habe unter den „russischen" Mennoniten etliche gefunden, die schon englische Namen — Vor- und Familiennamen — tragen.

Der Stoaamerikaner sieht den später [illegible] gewanderten Deutschen etwas nichtachtend an, und der Deutsch-Amerikaner wird von den länger angesessenen Volksteilen spottweise „Dutch" (gemeint ist eigentlich der Holländer) genannt. Wenn für die Benennung des Hochdeutschen oft auch noch das Wort „German" — Deutscher — gebraucht wird, der Plattdeutsche muß sich schon immer das Attribut „Dutch" gefallen lassen. Ich ließ mich mit gewissem Stolz Dutchman nennen. Wie kommt es, daß der Deutsche in Amerika längere Zeit nur als geduldet angesehen wurde und daß er sich selbst nur als geduldet ansah? (Heute hat sich die Lage schon etwas gebessert.) Vielleicht, weil der Neuengländer sich sehr herrisch geberdete, besonders in der Politik. In Europa, wo der Laie sich nur bis zu einer gewissen Grenze für die Politik interessieren darf, war der Deutsche zu einseitig als Untertan erzogen worden. Er konnte auch in A. noch lange nicht das Gefühl der Untertanenschaft loswerden. Auch ist's in der Regel, daß jeder Einzelne, wenn er sich in einem ganz fremden Lande niederläßt das nationale „Verwaist sein" fühlt. Wie gesagt, beim Durchschnittsamerikaner galt und gilt noch heute erst recht der großmaulifast keine Schranken kennende Politer als der Mann. Darum haben wohl auch viele Deutsche, um von dem Neuengländer einen freundlichen Blick zu erhalten, so schnell ihre deutsche Art aufgegeben. Gewiß nicht lobenswert, bloßen Gewinnes willen sich seiner Nationalität zu schämen. Jedes Volk ist in gewissen Sinne berechtigt, stolz zu sein. Und in diesem Sinne ist der Stolz eine Tugend, ein Sporn nach vorwärts. Man wird dann auch den berechtigten Stolz einer anderen Nation anerkennen.

Es kommt oft vor, daß einzelne Personen und auch ganze Gruppen in einer anderen Nationalität aufgehen, wo man mit seinem Urteil vorsichtig zurückhalten muß. Umstände und Verhältnisse, nicht von den Betroffenen abhängig, üben dann Zwang aus. Solche Fälle haben unser Beileid.

Doch hat der Deutsche einen guten Ruf bei den Amerikanern. Er trat und tritt heute noch überall als Pionier auf und kann sich in jeder Beziehung mit den andern Völkern der Union messen. Die sprichwörtliche deutsche Gründlichkeit, deutscher Fleiß und deutsche Treue, das tiefe deutsche Gemütsleben und andere Eigenschaften haben dem Deutschen drüben eine sichere Existenz geschaffen. In einem amerikanischen Blatte wurde einst die Frage, warum man so wenig deutsche Namen unter den höheren Beamten finde, beantwortet: „Weil der Deutsche zu gründlich ist, um sich mit der Politik nur zum Zeitvertreib zu beschäftigen. Nicht, daß er nicht die Bedeutung einer rechtschaffenen, ehrlichen Polotik anerkennt, denn seine Stellung zu dieser Frage bekundet er auf den Wahlen. Er sucht immer mehr mit Erfolg auf dem Gebiet des Geistes, der Kultur Einfluß zu gewinnen.

Was mancher Deutsch-Amerikaner das Herz bluten macht, ist, daß sich, wie bereits erwähnt wurde, bei vielen schon in der dritten Generation, wenn nicht bedeutend frü-

her, die deutsche „Farbe" ganz verwischt. Ich habe unter den „russischen" Mennoniten Familien getroffen, in welchen die Kinder schon nur das Englische verstanden, und dieses in einer Gegend, die als deutsche Ansiedlung gilt. Oft wird dem Deutschen zur Last gelegt, daß er sich verhältnismäßig schnell assimiliert. Das mag zum Teil zutreffen. Wenn es dem Deutschen in seiner neuen Heimat gut geht, so läßt er bald die Interessen derselben seine Interessen sein, denn „ubi bene, ibi patria!" — Wo mirs wohl geht, da ist mein Vaterland. Andrerseits aber wird er, wenn er sonst echt ist, immer ein warmes Herz für das Land und die Sprache seiner Väter haben, nicht nur als „politisches Anhängsel" Deutschlands, (wie ihn wieder andere gerne brandmarken mochten), sondern als zum Lande der höchsten Kultur und deutscher Tugend.

Wer heute die deutschen Blätter jenseits des Ozeans liest, der merkt, daß ein Rauschen durch die Reihen des amerikanischen Deutschtums geht. Auch der mehr gleichgiltig gewordene Deutsche sieht ein, was für hohe Güter für ihn auf dem Spiele stehen. Er will das Versäumte nachholen. Viele Amerikaner erkennen immer mehr den Wert der deutschen Sprache, und lassen es sich viel kosten, dieselbe zu erlernen. Es ist die Sprache der Wissenschaft. Tausende der Deutschen, die sie spielend mitnehmen konnten, haben sie leichtsinnig verloren. Erst zu spät lernen sie einsehen, was für ein Gut sie besessen haben. Möchte das Erwachen nicht nur ein vorübergehender Rausch sein! Möchte es den Deutschen nicht an guten Führern fehlen, ein gutes Deutschtum unter dem Sternenbanner zu erziehen. Ein guter Deutscher ist immer ein guter Bürger des Staates, wie man auch gegen ihn wettern mag. Dies ist gewiß nicht übertriebener Nationalismus. Man lernt ja immer mehr einsehen, daß die Völker sich heute mehr verstehen, denn vor etlichen Jahren, und daß der Sozialismus den Nationalismus langsam verdrängt. Nicht Selbstdünkel oder Selbstüberschätzung wollen wir pflegen, sondern versuchen, den rechten Platz auszufüllen, für welchen wir als Nation in der großen Völkerfamilie berufen sind.

Unsere Mennonitenbrüder, die Rußland verließen, um in der neuen Welt ein freieres Land zu finden (und in ihren Erwartungen nicht getäuscht wurden), siedelten in den mittleren Staaten der Union und Canada an. In Kansas, Nebraska, Minnesota und Manitoba fanden sie ihre neue Heimat. Heute gibts in allen westlichen Staaten "Uncle Sams" und Canadas größere und kleinere Mennoniten-Niederlassungen. Vor ungefähr 50 Jahren gehörten diese Ländereien noch zum „Wilden Westen, jetzt zählt man sie zu den vordersten Staaten der großen Union. "One of the brightest stars in the banner!" (Einer der hellsten Sterne im Banner!) habe ich Kansas oft nennen hören. Die "Old settlers" — die ersten Ansiedler einer Gegend erzählten mit Vorliebe von der Zeit, als der weite Westen noch eine endlose Prärie war. Nur an den wasserarmen Flüssen, die die weite Ebene durchzogen, gab's etwas Baumwuchs. Büffel und Antilopen hatten die größte Freiheit. Der Indianer war noch der Beherrscher der Prärie. Doch sein Gesicht verfinsterte sich sehr, wenn er ostwärts blickte. „Fluch den Weißen!", die immer mehr westwärts drangen. Da beschlossen etliche Bahngesellschaften die Küste des Stillen Ozeans mit dem Osten zu verbinden. Es war damals ein zweifelhaftes Unternehmen. Doch der Amerikaner sagt: „Wo ein Wille, ist ein Weg!" Und bald war das Projekt Wirklichkeit. Die Bahn durchzog die weite Prärie — wieder ein böses Omen für die Rothäute. Zu beiden Seiten der Bahn wurden den Bahngesellschaften von der Bundesregierung breite Strecken Landes gegeben, mit der Bedingung, es billig an Kolonisten zu verkaufen. Die verlockenden Angebote von Seiten der Agenten schlugen durch. Der gewagte Zug gelang. Tausende verließen ihre Heimat in den östlichen Staaten, um sich im Westen ein neues Heim zu suchen. Auch bei uns träumten viele von Amerika. Bald verließen ganze Züge von unsern Brüdern Rußland, wo sie sich vor verhältnißmäßig kurzer Zeit mit großen Hoffnungen eingerichtet hatten. Nun gings wieder mit vielen Hoffnungen nach Amerika, einer ungewissen Zukunft entgegen. Doch waren die Väter vor 75 Jahren nicht in einer ähnlichen Lage gewesen, und ihr Gottvertrauen hatte sie nicht zu Schanden werden lassen. Südrußland war ihnen in kurzer Zeit zur Heimat geworden, warum sollte es ihnen nicht ebenso gehen? Und es ging so.

Schluß folgt.

Vereinigte Staaten

California.

Atwater, California, den 3. Juni 1912. Ich hätte sollen in der Rundschau No. 22 auf Seite 13 in der ersten Spalte noch folgendes meinem Reisebericht hinzufügen, wo es heißt: „kamen nach einer über fünfstündigen Verspätung halb zwei Uhr in der Nacht in Durham an," aber Fred Janzen stiegen schon in Galva ab und eilten ihrer Heimat zu. Das war das letzte Mal, daß wir sie gesehen haben.

Die Croker-Hoffman Land and Water Co. hat das Wasser seit Donnerstag bis heute nachmittag zurückgehalten aus den Kanälen. Jetzt wieder schnell bewässern.— Jakob Esaus haben ihr Haus vergrößert; jetzt wohnt es sich jedenfalls besser, nicht wahr? Hier in Winton wird schon der Store gebaut. wo sie die Post-Office hinein bringen wollen.

J. J. Flamming war letzte Woche sozusagen sterbenskrank. Er hatte Krämpfe und Reißen, aber durch die Hilfe des Arztes in Merced ist er wieder ziemlich hergestellt. Heute sah man ihn schon nach Winton gehen. So stehet es mit uns Menschen; wir sind uns nicht einen Tag sicher. Mit einmal überfällt uns irgend eine Krankheit, dann fallen wir dem Krankenbett anheim und wer weiß, ob wir dann nicht werden durch den Tod von hier weggerufen in die Ewigkeit. Am Abend kann es mit uns leicht anders werden, als es am frühen Morgen war. Ein Sprichwort lautet: „Heute rot und morgen tot."

Mit J. B. Ratzlaffs großem Haus schreitet es langsam vorwärts. Es wird ein zierliches Haus sein und wohl vorläufig das größte hier in der Umgegend von Winton.

In der Rundschau vom 29. hat die Druckerei einen Fehler gemacht in meiner Korrespondenz vom 9. Mai. Dort las man, wo di eRede war von J. B Ratzlaff, „Winter" anstatt Sommer

Wir befinden uns noch immer bei gewöhnlicher Gesundheit, welches wir auch unsern Onkeln, Tanten usw., wünschen, die sich in Marion Co., Kansas befinden; die Cousins sind nicht ausgelassen. Warum seid ihr alle so still? Berichtet uns doch von eurem Befinden.

Bruder Aug. Schimmelpfenning hat sich einen Gasolin Engine und eine Centrifugalpumpe gekauft; jetzt wird er 'mal aus seinem Brunnen sein hohes Land bewässern, welches zu hoch ist für das Kanalwasser.

Mit freundschaftlichem Gruß verbleibend,

J. B. Köhn.

Kansas.

Inman, Kans., den 3. Juni 1912. Dem Editor und allen lieben Lesern der Rundschau Gottes reichen Segen zuvorwünschend, bitte ich um Aufnahme dieser Zeilen in der Rundschau!

Zuerst eine Berichtigung: In No. 17 der Rundschau, Seite 4, erste Spalte, soll es nur drei Jahre sein, nicht dreißig, daß Onkel H. Harder jünger ist als der Vater.

Endlich finden wir in No. 21 einmal einen Aufsatz von Jakob H. Harder, Fischau, unterzeichnet Lieber Vetter, so erfahren wir dadurch, daß die Rundschau auch in unserer Freundschaft gelesen wird. Seid allesamt herzlich von uns gegrüßt, u. ist einer oder der andere, der die Rundschau nicht liest, so bitte ich, ihm dieses mitzuteilen. Da der Briefwechsel ganz ins Stocken gekommen ist, mahnt es mich, etwas durch die Rundschau zu schreiben. Von unserem Befinden werdet ihr in No. 17 von Bruder Jak. J. Harder gelesen haben. Wir sind auch jetzt alle, Gott sei Dank, ziemlich wohl. Ich besuchte im Mai die lieben Geschwister im Meade County. Auch der liebe Vater unternahm die Reise. Es hat auch ganz gut gegangen. Nun hat er noch alle Kinder, Großkinder und Urgroßkinder gesehen.

Wir neun Geschwister, die wir mit den Eltern hieher gezogen, leben noch alle und haben alle Familien, So hat der Vater schon 54 Großkinder und 23 Urgroßkinder am Leben.

Wenn du, lieber Vetter, doch mehr von Freunden und Verwandten berichtet hättest. Hier ist noch Interesse für die Freunde dort. Der Martin Wiens, Lindenau, der im Oktober gestorben ist, ist das unser Vetter und wodurch ist er erblindet? Wie lange war er blind? Und David Boschmann, der im Dezember gestorben ist, ist der dein Schwager? Bitte, berichte Näheres darüber, auch von den andern Freunden! Wir sehens auch gern brieflich!

Auch an euch andern lieben Freunden al-

le dort noch ein wenig, als da sind auf Memrik, Orenburg, Sibirien und Terek. Seid auch herzlich gegrüßt und laßt von euch hören. Wir haben Briefe abgeschickt im April an Jak. Dick, Rosenwald, Sibirien, und an Dietrich Klassen, No. 14, Terek. Im Mai von David Balzer, Talma, einen Brief erhalten und auch beantwortet. Auch haben wir an W. Hamm, Selenoje einen Brief abgeschickt.

Es ist gegenwärtig windig und trocken.

Mit Gruß und Wohlwunsch, ein Mitwanderer zur Ewigkeit,

M. H.

Hillsboro, Kans., den 7. Juni 12. Werte Rundschau! Ich will nach langem Schweigen einmal wieder etwas von hier berichten.

Heute wird der alte Onkel Kornelius Voth von Hochfeld, von der Alexanderwohler Kirche aus begraben. Die Kinder konnten alle zugegen sein. C. C. und Peter Voth und Frau Johann Schmidt von Gotebo, Okla., waren auch zum Begräbnis ihres lieben Vaters gekommen. Es war ein großes Begräbnis.

Leichenreden wurden gehalten von Jakob A. Wiebe, Lehigh, Kansas, C. C. Wedel und Peter Buller. Der Verstorbene ist alt geworden 84 Jahre, 1 Monat und 19 Tage. Er ist nur sechs Tage krank gewesen. Die alte Tante J. C. Voth liegt auch schwer krank, wohl in den letzten Zügen. Auch unsere liebe Mutter liegt schon etliche Monate fest im Bett; sie ist schon seit dem 17. Mai im Bethesda Hospital, Gössel, Kans. Sie ist schon ganz hilflos, wird dort aber gut verpflegt.

Wir haben den 5. Juni einen schönen Regen bekommen. Es war etwas Hagel dabei, der auf Stellen viel Schaden angerichtet hat.

Es wird gegenwärtig noch fleißig gebaut. David Hildebrandt hat sich ein großes Wohnhaus bauen lassen, so auch Heinrich Bärg und Johann Flaming einen großen Stall. In Gössel wird die Gemeindeschule größer gebaut, und beim Hospital soll, sobald Geld zusammen gelegt ist, ein Wasch- und Trockenhaus gebaut werden.

Es sind wieder recht viele Kranke im Hospital, sogar unser Doktor Kaiser hat etliche Tage dort gelegen. Er hatte so arg die Mumps (Bräune), ist jetzt aber schon wieder auf den Beinen.

Am 2. Juni hatte die Menn. Br. Gemeinde ein großes Fest in Gössel. Vormittag wurde G. M. Pankratz ins Predigtamt eingesegnet und nachmittag war Sängerfest, und den dritten Juni hatten sie Sonntags-Konvention. Alle Feste waren Sonntagsschul-Konvention. Alle Feste waren gut besucht.

Zum Schluß noch einen Gruß an Editor und Leser.

J. J. Warkentin.

Gössel, Kans., den 8. Juni 1912. Werte Leser!

Nachdem es eine zeitlang ziemlich trocken war, haben wir endlich den langerwünschten Regen bekommen. Mittwoch, den 5. Juni gegen Abend bekamen wir einen großen Regen mit schwerem Gewitter; auch etwas Hagel dabei, welcher bei uns aber nicht Schaden gemacht hat. Aber auf Stellen soll es sehr gehagelt haben, und weil dort auch starker Wind dabei war, so wird der Schaden auf Stellen auch mehr auf einigen sogar sehr groß sein. Der Regen kam wohl noch gerade in Zeit, und wir durften erfahren:

Hilft er nicht zu jeder Frist,
Hilft er doch, wenn's nötig ist.

Der Hafer war noch sehr kurz und der Weizen fing an zu leiden. Jetzt ist alles frisch und grün. Wenn wir vor Schaden bewahrt bleiben, dann kann noch alles gut werden.

Heute regnet es den ganzen Tag mit wenig Unterbrechung. Es regnet auch jetzt noch, um 10 Uhr abends, während ich dieses schreibe.

Den 6. April waren es sechs Jahre, als der Cyklon (Wirbelsturm) durch Gössel ging und so viel Schaden anrichtete. Heute sind wohl keine Spuren mehr von dem damals so verwüsteten Städtchen Gössel.

Gestern wurde der alte Großvater Kornelius Voth von der Alexanderwohler Kirche aus begraben.

An der Gössel - Gemeindeschule wird ein Neubau gemacht in der Hoffnung, daß im kommenden Schuljahr die Schülerzahl größer sein wird als im verflossenen, und so werden wohl zwei Lehrer angestellt werden.

Ich hatte vergessen, zu berichten, daß den 5. Juni, als wir den großen Regen bekamen, auf mehreren Stellen Pferde vom Blitz getötet wurden. Auf einer Stelle sogar zwei Pferde.

Grüßend,

H. C. u. M. Franz.

Canada, Kansas, den 10. Juni 1912. Werter Editor!

Ich bin auch ein Rundschauleser, und ich lese oft, wie sich Freunde und Verwandte durch die Rundschau suchen und auch finden. So dachte ich, auch ich wollte einmal sehen, ob ich könnte meine Schwester Katarina ausfindig machen, und erfahren, ob sie noch lebt.

Wir sind schon 27 Jahre in Amerika und haben noch nie ein Schreiben von ihr bekommen; und so weiß ich gar nicht, wo sie ist, wenn sie noch lebt. Ich habe noch mehr Geschwister, aber die sind alle in Sibirien, nur die eine Schwester ist allein in der Kolonie geblieben. Der Name ihres Vaters ist Giesbrecht. Sie soll einen Kröker zum Mann haben.

Mein Bruder Cornelius Giesbrecht schrieb mir vor mehreren Jahren, daß sie in Waldheim wohnten; aber ihr eigenes Heim hatten sie nicht. So sind sie vielleicht schon vielmal umgezogen, daß ich jetzt nicht weiß, wo sie gegenwärtig sind. Aber denke, sie werden die Rundschau nicht halten, doch ist vielleicht in ihrer Nähe jemand, der sie liest, so gut, und gibt meiner Schwester Katharina dies zu lesen. Wenn aber da in der Nähe niemand sollte wissen, wer das ist, weil sie einen Kröker zum Manne hat, so möchte ich meine Nichten und Vettern, daß sind Kornelius Nieberts Kinder von Wernersdorf, Kornelius und Heinrich und andere, bitten, dies meiner Schwester, geb. Giesbrecht von Wernersdorf zukommen zu lassen. Und wenn du, Schwester Katharina, dies bekommst, dann schreibe mir doch einmal, wie es euch geht! Unser Schwager Kornelius Siemens sagte mir, dein Mann hat schon lange zurück einmal in der Rundschau geschrieben; ich weiß aber nicht, ich habe das nicht gelesen; doch weiß ich daran, daß er wird schreiben können, und so bitte ich dich, Schwager, schreibe uns, wie es euch geht und laß mich eure Adresse wissen, dann werde ich auch schreiben.

Auch meine Vettern und Nichten bitte ich zu schreiben. Ich werde euch antworten und werde meine Adresse auch schicken.

Franz Giesbrecht.

Canada, Marion Co., Kansas, U. S. A.

Oklahoma.

Hydro, Okla., den 2. Juni 1912. Zuvor einen Gruß dem Editor und dem ganzen Leserkreis der Rundschau! Weil ich es schon ein paar Mal gewagt habe, für die Rundschau zu schreiben, so wage ich es noch wieder, und bitte, es in dieselbe aufzunehmen.

Von Hydro kann ich berichten, wie es mit dem Wetter war und wie es ist. Erst war es ziemlich stürmisch, wodurch viel Schaden geworden ist, und dann waren die großen Regengüsse, wodurch viel Corn ausgewaschen ist, daß mehrere Leute haben mehrere Male pflanzen müssen. Ich selbst habe vieles bis drei Mal gepflanzt. Jetzt aber (nach dem großen Regen hatte dasjenige, das aufgegangen war, so sehr gewachsen) leidet es von dem trockenen Wetter und dem Sturm sehr, der auf dem Regen folgte. Man glaubt schon, daß der Weizen, welcher bisher noch geblieben war, doch wohl nichts geben wird. So sind Gottes Führungen: Erst waren die Aussichten hoffnungsvoll und nun so traurig.

Dann möchte ich wieder etwas Freunde und Bekannte aufsuchen. Wie ich gehört, habe ich in California eine Nichte, eine Leonhard Sommerfeld. Sie sind gebeten, an uns zu schreiben. Meine Frau hat ebenfalls einen Vetter, Herman Janzen. Er ist auch gebeten, zu schreiben. Da sind vielleicht noch mehr, die ich nicht weiß. Wie ich gehört habe, dann soll da in California auch noch ein guter Bekannter sein und auch ein treuer Freund. Er heißt Friedrich Schienbein. Er war in der Krim in dem Dorfe Milertschick Schmied. Er verheiratete sich dort mit Rose Rut von Spat. Dieselben haben einen großen Gruß von uns und sind gebeten, einmal an uns zu schreiben, weil wir jetzt in Amerika sind. O, wie würde es sein, wenn wir uns einmal alle könnten von Angesicht sehen!

Nun jetzt gehe ich nach Rußland. Ich glaube, die Rundschau kommt auch zum Terek. Alle, die sich dort unser erinnern, sind gegrüßt von uns! Auf Memrik, wo wir auch ziemlich viele Freunde haben, wird, wie ich glaube, die Rundschau auch gelesen.

Bei der Station Shelannaja sind Peter Schröders, sie sind alle gebeten, zu schreiben, wir werden auch. Und dann sind in Rußland noch Abraham Frösen, die Schwester meiner Frau; wenn die nicht sollten die Rundschau lesen, möchten andere so freundlich sein, ihnen dieses wissen zu lassen, wofür wir jetzt schon danken. Bitte, liebe Schwester, schreibt an uns, wir werden gern antworten. Ebenso werden auch die Freunde in der Mutterkolonie gebeten, zu schreiben.

Jetzt noch nach der Krim, nach der Station Kurman, im Dorfe Mare, wo die Schwester meiner Frau wohnt. Wenn sie die Rundschau nicht liest, bekommt sie dies vielleicht durch gute Leute zu lesen! Sie heißt Witwe Wilhelm Schultz. Warum schreibst du nicht? Wie lange haben wir schon auf Antwort auf unsern Brief gewartet!

Jetzt zu meiner „kleinen" Nichte Mantler in Tokjoba. Du erwähnst mich in deinem Bericht: Von deinem Schwager Johann kann ich nichts berichten; ich hatte früher schon nach ihm gefragt.

Jetzt läßt hier noch ein Jakob Pankratz anfragen, ob er nicht am Terek noch Freunde, Reimers, hat. Er ist von Abraham Pankratz ein Sohn, ich denke von Paulsheim. Frau Harms in No. 3, Frau Reimer in No. 7, oder auch andere möchten sich melden. Er möchte gern etwas darüber erfahren.

Zum Schluß seid noch alle von uns gegrüßt. Unsere Adresse ist: R. R. No. 3, Hydro, Oklahoma, Vereinigte Staaten von Nord-Amerika

John H. Rogalsky.

Süd-Dakota.

Marion, S. Dak., den 4. Juni 1912.
Werte Rundschau!

Einen herzlichen Gruß an alle Freunde und Bekannte zuvor!

Gestern erhielten wir die Rundschau mit der Nachricht von dem schnellen Tode des Bruders Jonas Quiring in Texas. Manche Erinnerung kam mir in den Sinn, als ich zurückdachte an die Zeit, da wir im Jahre 1880, den 3. Juli gemeinsam als die ersten den Weg nach Asien antraten. Wenn ich auch damals noch Jüngling war, so ist mir doch manches noch gut im Gedächtnis, besonders, weil wir keinen Prediger hatten, er und Br. W. Penner die Andachten leiteten.

Nun, liebe Schwester Quiring, ich und meine liebe Frau bezeigen dir hiemit unser innigstes Beileid. Wir wissen ja, daß du eine lebendige Hoffnung auf ein Wiedersehen hast mit allen denen, die hier mit sich ins Gericht gegangen sind, und die sich hier haben reinigen und abwaschen lassen in dem Versöhnungsblut unsers Herrn Jesu, der auch noch unser Mittler ist und uns vertritt. Solches Abscheiden unserer Lieben, wenn es auch dem Fleische nach schmerzt, ist doch nur ein Liebesseil, das uns enger mit der himmlischen Heimat verbindet. Wie oft haben wir das Lied auf unserer Reise gesungen: Meine Heimat ist dort in der Höh', usw.

In Gottes Natur ist hier wieder alles ganz schön, alles steht in üppigem Grün. Die Felder sehen vielversprechend aus; trotzdem herrscht hier aber das Montanafieber und zwar bei manchem sehr stark. Anstatt dem vielfachen Mahnruf unsers Herrn und Heilandes, wachend und betend dazustehen, wenn er kommt, sieht man ein Rennen und Jagen, um so viel wie möglich vom Vergänglichen zu erlangen, und dies mehr oder weniger fast ohne Ausnahme.

Allen Freunden und Bekannten ein gutes Wohlergehen an Leib und Seele wünschend, verbleiben wir in alter Liebe,

Jacob u. Sus. Jantzen.

Texas.

Wadsworth, Tex., den 6. Juni 12.
Lieber Freund Wiens!

Wir sind hier alle, Gott sei Dank, schön gesund und haben wieder einen schönen Regen gehabt. Dem Herrn sei Dank dafür! Es ist hier keiner krank, daß ich weiß, und Todesfälle weiß ich hier auch keine, als in Bay City, einer Stadt, 18 Meilen von uns, hört es sich so, als wenn ein Jude seine Frau vergiftet hat. Sie wollen die Leiche der Frau wieder aus dem Grabe herausnehmen und untersuchen, ob im Magen Gift zu finden ist. Wenn es sich sollte herausstellen, daß sie vergiftet worden ist, dann dürfte es dem Juden schlecht ergehen.

Es wächst hier alles sehr schön, Reis und Korn wächst hier prachtvoll, daß e snicht besser zu wünschen ist.

Nun, ich wollte noch ein wenig Agent spielen. Auf diese wird immer so sehr herabgesehen. Ich habe nun zweimal in der Rundschau bekannt gemacht, daß hier Land zu haben ist; aber es kommt niemand her; so dachte ich, ich wollte noch einmal ein wenig anstoßen. Wenn die Leute herkommen wollten, sich das Land zu besehen, dann könnten sie, wenn es ihnen gefällt, den Handel mit dem Eigentümer selbst machen, bekommen die richtigen Papiere und das Land 15 bis 25 Dollars billiger als wenn sie es von der Company kaufen. Habe ich die Leute dann betrogen, dann weiß ich keinen aufrichtigen Handel. Hier ist noch ein Mann, der hat 5,000 Acres zu $25.00 per Acre zu verkaufen, fünf Meilen von Matagorda, so heißt die Stadt nämlich, ist eine Seestadt, wovon ich einmal geschrieben habe und es ist alles gutes Land, Bottomland am Coloradofluß, und alles Holz, aber große Bäume! Da können die Leute mehr Geld machen, wenn sie das Holz verkaufen, als das Land kostet. Das ist das beste, was ich tun kann, und ist eine so gute Gelegenheit, daß sie nicht geboten werden kann. Kommt jetzt gerade her, weil die Leute immer soviel sprechen von der großen Hitze in Texas. Das Besehen kostet euch nichts als die Reise, und ihr werdet dann sagen müssen, daß der Wall euch nicht hat belogen. Wenn genug Deutsche sind, die 5,000 Acres zu nehmen, dann denke ich, daß ich das Land noch ein paar Dollars per Acre kann billiger bekommen. Ich werde alles tun, um eine deutsche Ansiedlung herzukriegen. Ich wohne fünf Meilen von dem Lande.

Nun noch einen Gruß an Freunde, Leser und Bekannte in Amerika und Rußland, Von

Gerh. u. Sarah Wall.

Canada.

Manitoba.

Steinbach, Man., den 31. Mai 12.
Werte Leser!

Wiewohl müde von der Arbeit, will ich doch in Kürze etliche Mitteilungen machen. Wenn auch nicht besondere Vorfälle zu verzeichnen sind, so läßt sich doch dies und das berichten; ob's nun jeden Leser interessieren wird, ist nicht sicher.

Gestorben ist hier in der Nähe in letzter Zeit wohl keiner, doch Kranke gibt's ja immer welche. So ist hier die Agatha Wiebe, welche mehrere Jahre bei Jakob Reimer im Store als Klerk gedient hat, bedenklich krank. An ihrem Aufkommen wird gezweifelt. Auch soll bei Jakob Reimers das Baby sehr krank sein. Wir haben hier in letzter Zeit genügend Regen, sodaß das Getreide schön wachsen kann. Dem Anschein nach können wir hier auf eine schöne Heuernte hoffen. Auch die Obstbäume haben sehr geblüht. Sollte nicht was dazwischen kommen, kann es auch wieder viel Obst geben. O, wie stimmt es die Leute so frisch, wenn alles so schön grün aussieht, wächst und blüht, und im Gegenteil, wenn alles so dürr und leblos aussieht! Und wie oft stehen wir so dürre und fruchtlos da, als wenn sich keine Frucht zeigen will; wer wird dann traurig auf uns herniederblikken? Ist es nicht unser guter Hirte Jesus Christus, der so gerne will haben, daß wir als fruchtbare Reben sollen sein und am Weinstock bleiben? Wie ist er nicht so ein guter Fürsprecher, wenn der gerechte Vater will an den fruchtlosen Bäumen die Axt anlegen und abhauen, damit er nicht das Land unnötig hindert und Saft umsonst zieht! Wie bittet er nicht den Vater, den Baum noch ein Jahr stehen zu lassen; er will aus Mitleiden noch alles dransetzen, umgraben und bedingen, ob er sich möchte erholen und Früchte bringen! Aber traurig, wenn alle Mühe umsonst ist, und er schließlich doch abgehauen und ins Feuer geworfen werden muß.

Unsere Gemeinde gedenkt übermorgen, Sonntag, Tauffest zu feiern. Es werden wohl vier Personen sein, die durch die Taufe einen Bund mit Gott und der Gemeinde machen wollen: zwei Jünglinge und die Eheleute H. Friesen, alle vier von Steinbach. Möchte der Herr uns segnend nahe sein!

Bruder Gerhard Friesen von Lanigan, war kürzlich hier und hat etwa vier Meilen von Steinbach eine Farm behandelt zu 18 Dollars per Acre. Sollte er dort bei Lanigan seine Farm verkaufen können, werden sie wohl noch zum Winter herziehen.

Unser Haus haben wir bald so weit fertig, das wir es inwendig werden stuka-

turen können. Die Zimmerarbeit hat gut vonstatten gegangen, trotzdem der Regen mehrmals Versäumnis gemacht hat. Nun will ich für diesmal schließen mit bestem Wohlwunsch und Gruß an den Editor und alle Leser.

Heinrich Rempel.

Nachschrift: Den 3. Juni. Ich erwähnte, daß die Agatha Wiebe bedenklich krank sei, so kann ich heute berichten, daß sie schon gestorben ist, und zwar Freitag morgen; soll heute begraben werden.

Derselbe.

Saskatchewan.

Rosthern, Sask., den 4. Juni 1912.
Sehr werte Rundschau!

Ich möchte dir wieder einen kleinen Bericht zustecken. Wir haben sehr schönes Wetter. Letzten Sonntag hatten wir einen tüchtigen Landregen, der alles gehörig aufweichte, und seitdem gehen noch alle Tage Strichregen durchs Land, sodaß die Wege noch immer nicht recht gut werden wollen.

Das Getreide sieht einfach prachtvoll. Es sind Aussichten auf eine gute Ernte.

Frau Herman Peters, die vor etwas über einem Jahr mit ihrem Gatten und Kindern von Reinland, Manitoba, hierher zog, ist vorgestern plötzlich gestorben. Sie war schon eine zeitlang leidend, u. da sie in dieser Zeit zur Entbindung kommen sollte, so befürchtete der Arzt, ob sie es würde durchmachen, denn sie hatte ein Herzleiden, und ein sehr schwaches Herz. Sie überstand jedoch die Entbindung sehr gut und war nachher auch einige Tage sehr munter, und alles war in guter Hoffnung. Vorgestern, als sich ihr Gatte samt Kindern zur Mahlzeit um den Tisch gesetzt hatte, vernahmen sie im Krankenzimmer ein befremdendes Geräusch, und als die Familie hinzueilte, sahen sie die Gattin und Mutter noch ein paar Atemzüge tun und dann war alles vorüber; sie hatte ausgekämpft. Wahrscheinlich ist ihr Herzleiden wieder plötzlich gekommen, wie es früher schon oftmals plötzlich kam.

Dann muß ich noch bemerken, daß man am letzten Sonntage im Süd-Saskatchewan Fluß, etwas südlich von Hague, einen Leichnam fand. Wie die Papiere in seinen Taschen auswiesen, soll er vom Städtchen Landis sein. Dieses Städtchen liegt etwa 75 Meilen östlich von Saskatoon, und ist weit entfernt von besagtem Fluß. Es ist eine männliche Leiche und hat einen Ueberzieher an. Die Mütze, Kragen und Halstuch fand man in den Taschen des Ueberziehers.

Editor und Leser herzlich grüßend, verbleibe ich euer Mitpilger,

B. J. Friesen.

Britisch - Columbia.

Needles, B. C., den 30. Mai 1912.
Vom Wetter zu berichten genügt hier, wenn dies alle drei Monate geschieht, denn es ist hier nicht so wechselhaft, wie es in den Präries zu sein pflegt; jetzt haben wir beinahe alle Tage etwas Regen, das heißt, einige kleine Schauer, nicht soviel, daß es hindert an der Arbeit, aber dem Wachstum ist es sehr förderlich, alles, was wir hier gepflanzt haben, ist üppig am Wachsen. Es wird fleißig gebrannt und geklärt, und bald wird es mit Recht ein ausgebranntes Tal heißen können, je eher, je besser. Aber öde ist es hier trotzdem doch nicht.

Die Schulbehörde wird uns jetzt eine zweiklassige Schule bauen. Sie soll zum 1. September eröffnet werden, laut einer kürzlichen offiziellen Zählung der schulpflichtigen Kinder sind hier im Umkreise von etwa einer Meile etwas über 80 Schüler.

Noah Buerges sind mit dem Bau ihres Hauses zur Hälfte fertig. Sie warten jetzt auf mehr Holz, weil die C. P. R. hier die einzige Co. ist, so sind wir hier ganz von ihrer Gnade abhängig, wenn es ihr gefällt uns zu bedienen, so bekommen wir unsere Sachen. So hatte u. a. N. Buerge schon seit März seine Sachen, bestehend in Settler Effects, unterwegs und nun sind dieselben denn mal glücklich in Arrow Head verbrannt; denn sie hatten dort diese Woche ein größeres Feuer. Ob wohl aus diesen Herren etwas herauszubekommen sein wird?

Mr. Shield, einer der führenden Farmer des Distrikts ist am Bauen eines schönen Wohnhauses.

Soeben erzählt mir mein Nachbar, daß sein Holz gekommen ist, damit denn auch Bürges ihres; so kann denn das Bauen wieder mit aller Kraft losgehen.

Die Aepfelbäume haben ausgeblüht und wird es allem Anschein nach eine reiche Apfelernte geben.

Die beiden Brüder Joseph und Ben. Bürge, die hier etwa eine Woche zurück in Michigan eingetrafen, sind jetzt auch schon an der Arbeit, für die Land Co. zu klären. Sie erhalten $3.00 den Tag, es gefällt ihnen gut hier.

P. P. W. Töws.

Rußland.

Selenoje, Orenburg, Rußland 1912.
Lieber Editor und Leser!

Wie andere Orenburger schon versucht haben, für die Rundschau zu schreiben, so möchte auch ich, wenn der Herr Gnade dazu schenkt, durch die Rundschau nach meinen Freunden Nachfrage machen, zuvor aber allen gute Gesundheit und ein glückliches Frühjahr wünschen.

Im Jahre 1911 wanderten ein Jakob Böse und ein Hamm, beide Anverwandte meines Vaters, nach Amerika aus, und wir haben seit der Zeit nichts mehr von ihnen gehört. Onkel Peter Janz und Jakob Janz in Moundridge, Kansas; Abraham Janz in Oklahoma; ich weiß aber seinen Wohnort nicht anzugeben, sind Verwandte von Mutters Seite, von Papas Seite ist dort Abraham Böse. Der Name meines Vaters ist Tobias Böse; er stammt von Schönsee an der Molotschna. Die letzten zwölf Jahre haben wir hier auf Orenburg gewohnt. Ich bitte euch, ihr Lieben dort, wenn ihr dieses lesen werdet, so berichtet uns, wo sich die Verwandten aufhalten. Papa sein Bruder geht auf Krücken; er ist ein Krüppel. Ich glaube, ihm ist der Oberschenkel verkrüppelt. Die Geschwister sind so verflogen! Zwei Brüder und eine Schwester sind bei Pawlodar, und auch der Vater ist dort. Wie wir gehört haben, ist Peter Böse, des Vaters Bruder, plötzlich gestorben; von ihm haben wir noch keinen Brief bekommen. David Böse wohnt auch bei Pawlodar. Wir sind alle schön gesund, nur Papa ist immer kränklich; Mama ist noch rüstig.

So möchten wir die Freunde bitten, uns zu berichten, wo unsere Geschwister geblieben sind. Wenn sie nicht selbst die Rundschau lesen, dann bitte ich die, sich in ihrer Nähe befindlichen Leser, sie hiervon zu benachrichtigen.

Diese Zeilen sind an Onkel Peter Janz, Moundridge: Möchte Ihnen noch durch die Rundschau berichten, daß wir noch am Leben und gesund sind, und euch das Gleiche wünschen. Wir haben schon lange nicht an euch geschrieben, und bekommen von euch dort auch keine Nachricht. Darum komme ich durch die Rundschau in der Hoffnung, daß ihr sie dort auch lesen werdet. Mein Mann hat es manchmal schwer mit der Luft, daß es oft fast nicht anzusehen ist. Jetzt ist es gerade nicht so schlimm; im Winter ist es viel schlimmer. Er hat einen sehr schlimmen Husten.

Es hat hier voriges Jahr kein Getreide gegeben. Von 25 Desj. haben wir nur 24 Pud Weizen bekommen. Wir haben das alte Stroh von vor zwei Jahren voriges Jahr gedroschen und haben es das Vieh gefüttert. Vom vorigen Sommer hat es nur wenig gegeben; es hat lange nicht zugereicht. Dann haben wir das alte zuhilfe genommen. Es sind auf Stellen auch Pferde gefallen. Bei uns ist es aber nicht vorgekommen; jedoch Kühe sind uns zwei Stück gefallen. Das ist ein großer Schlag, aber der Herr hat es so gewollt. Futter ist hier so knapp, daß schon mancher keins mehr hat, und so ist es mit allem, wo man hinschaut oder hört. Die Saat haben wir auch alle geborgt. Das Geld von der Kolonie geborgt und auf Memrik das Saatgetreide gekauft. Wir haben es noch nicht alles zuhause. Es ist zu spät angekommen.

Das Wetter ist hier jetzt nicht sehr schön. Wir haben heute den 10. April und noch hat es geschneit. Geackert haben wir noch nicht. Es hat viel Wasser gegeben, und es ist auch sehr naß. Vielleicht gefällt es dem lieben Gott, daß er uns dies Jahr eine reiche Ernte schenkt.

Nebst Gruß an die Onkel Peter, Jakob und Abraham Janzen. (Papas Vater heißt Benjamin Böse.)

Katharina Böse.

Markowka, Sibirien, den 1. April 1912. An all die Kinder meines Bruders H. Unrau und alle Verwandten. Gnade von Gott sei euch zuvor gewünscht!

Liebe Kinder und Freunde, weil keiner von euch schreibt, und ich doch gerne etwas von euch erfahren möchte, so fühle ich mich gedrungen, ein paar Zeilen an euch zu schreiben; aber ich kann euch nur meine Not klagen. Erstens war mein Mann acht Jahre blind und ist nun schon sieben Jahre

tot, und ich bin sehr verkrüppelt; ich kann nur am Stock und ganz krumm vorneübergebeugt, gehen. Gegenwärtig bin ich bei meinem Sohn Peter Unruh. Die haben jetzt auch hier in Barnaul angesiedelt, aber es geht auf solcher Ansiedlung doch sehr arm zu. So will ich euch, Freunden meine Not klagen und euch um etwas Mithilfe bitten und ich hoffe, daß ihr mich armen Mutter nicht verlassen werdet. Ich denke, ihr werdet Mitleid mit mir haben, der himmlische Vater verläßt ja die Seinen nicht, die ihn kindlich anrufen.

Was soll ich noch viel schreiben? Mein Mann starb an Karbunkel. Er hat einen Monat schwer gelitten und ich muß mich noch quälen, bin schon 73 Jahre alt und so schlimm daran. Die Kinder möchten mir so gerne helfen; aber sie können nicht, denn es fehlt ihnen auch immer an allem. Die Pferde krank, den Saatweizen und Brot geborgt — überall Armut und überall fehlt es!

Hier war ein sehr strenger Winter und es hat viele Menschenopfer gekostet. Im Februar sind viele Menschen mit Vieh zusammen im Stüm umgekommen. Es hat mitunter so gestümt, daß man nicht den Nachbar sehen konnte, und die armen Leute mußten reisen. Jetzt ist sehr viel Wasser.

Wie ist der Winter dort in Amerika gewesen? Bitte, doch zu schreiben, persönlich können wir uns ja schon nicht sprechen. Ich will euch noch die richtige Adresse schicken und dann stellet einer dem andern die Briefe zu.

Adresse: Post Slawgorod, Gouv. Tomsk, Jaschtschik No. 18, Peter Unruh.

Seid alle herzlich gegrüßt von eurer Tante und Freundin

Witwe Benj. Unruh,

und eurem Neffen,

Peter Unruh.

Kamenka, Orenburg, den 10. April 1912. Werter Editor und Leser, Friede zum Gruß! Da ich ziemlich „amerikanisch" gesonnen bin, und wir auch in letzter Zeit einen werten Gast von dort zu Besuch hatten, so ist es nicht zu verwundern, wenn ich oft in eurer Mitte bin, werte Geschwister und Onkel und Tante.

Onkel Daniel, Sie sind doch, wie ich hoffe, gesund und wohlbehalten zuhause angelangt, wie? Wir warten sehnsüchtig auf Briefe, schauen auch schon jedesmal die werte Rundschau durch, etwas von der Reise zu lesen. Ich glaube, der werte Editor würde schon ein Plätzchen in seinem Blatte finden, obendrein den meinigen etwas zurückschiebend, wie? Nun, ich bin einverstanden. (Es kommt gar nicht darauf an, der Bericht ist bereits erschienen. Ed.)

Das Geld von Deutschland erhalten, 26 Rubel, durch die Kommerzbank. Quittieren hiermit. Und ihr lieben Brüder, laßt mehr von euch hören! Wie steht's mit euch, Abram, ist deine liebe Tiene, oder dein Sonnenschein (? Ed.) schon gesund? Wir beten um eure Gesundheit.

Seit dem Besuch unserer werten Gäste haben wir eine schwere Zeit gehabt. Die liebe Mutter hat in ihrem schweren Nervenleiden vieles durchkämpfen müssen, so daß wir schon glaubten, sie bald scheiden zu sehen, denn es nahm sehr ab; jetzt ist sie aber schon wieder dem Körper nach besser. Dem Herrn sei Dank! Wie uns die Briefe unsers lieben Bruders Johann aus Sibirien melden, sind sie ganz hoffnungsvoll auf ihr Land gezogen. Gott segne sie!

Wir können immer noch nicht ackern; es waren heute morgen acht Grad unterm Gefrierpunkt, dazu recht starker Nordwind, dann wickelt man sich gern im Schafspelz ein und klappt die Klappmütze tief bis ins Genick. Onkel Daniel, nicht so? Es sind doch recht gemütliche Mützen bei solch einem Wetter! Das Futter ist sozusagen alles verfüttert. Ist, wenn's noch eine Woche so bleibt, nicht mehr für Geld zu haben. Und dann wie ackern? Unser russischer Semskij aus Pokrowka hat sich kürzlich vergiftet. Er hatte, wie gesagt wird, 13,000 Rubel unterschlagen, von dem Gelde, welches die Regierung für Arme gespendet.

Er wurde verhaftet und den 6. Tag seines Arrestes hat er ein Ende genommen mit Schrecken. Der Psalmist sagt: „Die Gottlosen gehen unter und nehmen ein Ende mit Schrecken."

Da in Nummer 13 der Rundschau, Seite zehn, Spalte drei, etliche Zeilen sich befinden, geschrieben von Herrn Aron F. Günther, Osler, Saskatchewan, läßt unser Nachbar aus unserm Dorfe, Peter Friesen, anfragen, ob es nicht seine Pflegeeltern sein können, ausgewandert aus Osterwick, Rußland, ungefähr vor 35 bis 36 Jahren. Aron F. Günther stimmt mit dem Namen seines Pflegevaters, den Muttersnamen kann er nicht genau angeben. Die Pflegeeltern haben ihn im Alter von ei nund einhalb Jahren von seiner Mutter, Witwe Peter Friesen, Einlage, als Kind hingenommen. Falls es seine Pflegeeltern sind, bittet Peter Friesen dringend um einen Brief nebst Adresse. Peter Friesens Adresse ist folgende: Gouv. Orenburg, Post Dejewka, Dorf Kamenka, Peter Friesen.

Nebst Gruß,

Isaak u. Anna Töws.

Pretoria, Orenburg, Rußland. Zuvor einen Gruß an den Editor und an alle Leser der Rundschau!

Da uns kürzlich von einem Leser der Rundschau die Nummer 13 derselben übergeben und auf Seite 8 des Blattes hingewiesen wurden, erfuhren wir, daß dort im fernen Amerika, in Petrofka, Saskatchewan, jemand, nämlich unser Onkel, nach uns fragt und sich als verwundert stellt, daß wir und Eltern nichts von uns hören lassen, u. bittet um ein Lebenszeichen. Dies lieber Onkel, Wilhelm Vogt, will ich denn auch sogleich tun, da wir aus dem Schreiben verstehen, daß Sie fast beleidigt sind, weil wir nichts von uns hören lassen. Auch wir haben bis jetzt vergeblich auf Nachricht von Ihnen gewartet, daher bitte ich Sie, schreiben Sie nur recht oft, ich werde keine Antwort schuldig bleiben. Ich möchte gern an alle schreiben; da ich aber weder Namen noch Adresse weiß, ist es mir unmöglich. Darum bitte ich, mir beides zu übersenden.

Darum, alle Onkel, Tanten, Großeltern, Nichten und Vettern, seid alle von uns herzlich gegrüßt und schreibt recht oft, denn ich bin neugierig, zu erfahren, wie es Ihnen dort in Amerika geht.

Uns geht es hier ganz gut; außer in diesem Jahr, da auch wir, wie alle Orenburger, mit einer totalen Mißernte heimgesucht worden sind, so geht es auch uns nicht aufs Beste. Aber dank der Güte Gottes sind wir samt Vieh auch diesen Winter mit eigenem Mehl und Futter durchgekommen. Wie aber hat die Nachbarbevölkerung den Winter durchlebt, die im Herbst schon kein Futter und kein Mehl, auch keine Aussicht hatte? Ja, nicht selten hörte man diesen Winter das Aechzen nach Brot, und das Vieh der Mohammedaner nach Futter schreien; und nicht selten, daß hier und dort eine Familie zwei, drei Tage kein Brot gehabt hatte. Aber hoffend dürfen wir der Zukunft entgegenblicken, denn der Schnee ist schon seit einigen Wochen weg; aber zum Ackern ist es noch viel zu naß. Die Erde hat hier soviel Feuchtigkeit, wie wir es in 13 Frühlingen nicht erlebt haben.

Jetzt bitte ich noch um Aufschluß über folgende Fragen: Wie ist es da bei Ihnen mit dem Winter, ist er lang oder kurz Ist das Land eben oder hügelig? Ist Ihr Land nahe an einer Bahn oder Stadt gelegen oder nicht? Kann man dort reisen, ohne die Reichssprache zu sprechen? Bitte, schreiben und adressieren Sie direkt an mich! Ich bin Peter Vogten Sohn, geboren 1891, den 2. März.

Meine Adresse ist: Rußland, Gouv. Orenburg, Post Pokrowska, Dorf Pretoria, Peter Vogt.

Peter Vogt.

Wanderloo, Chaßaw Jurt, Terek, den 10. Mai 1912. Werter Mitbruder in dem Herrn! Ich wünsche dir samt den Lesern den Frieden, den die Welt nicht geben, aber auch nicht nehmen kann, und die Liebe unsers Herrn und Heilandes Jesu Christi!

Weil ich die Rundschau durch Vermittlung meiner lieben Schwester auch lese und darin finde, daß soviele Briefe mit Bitten nach Amerika geschickt und diese auch oft erhört werden, so komme ich auch in Versuchung einen Brief dorthin zu schicken; doch nicht in der Absicht, die Freunde zu bewegen, in ihre Geldtasche zu greifen, sondern mir mit Wort und Rat beizustehen. denn uns steigen die Gedanken immer stärker auf, unser Wollen wird immer fester und unser Begehren immer größer nach Amerika zu ziehen. Aber wie befürchtet man die große Reise, besonders wenn man daran denkt, wie es einigen ergangen ist, daß sie auf halbem Wege haben umkehren und zurückreisen müssen. Sind denn in dem in so vielen Sachen vorgeschrittenen Amerika nicht Aerzte, die die Augen, wenn wirklich Trachoma vorhanden ist, heilen können? Wieviele haben mich schon gefragt: „Willst du wirklich nach Amerika?" und wenn ich dann „Ja!" sage, dann sagen sie: „Wenn wir

Fortsetzung auf S. 14.

Erzählung.

Der Krüppel von Nürnberg

Von Felicia Butts Clark.
In freier Bearbeitung von Friedr. Munz.

(Fortsetzung.)

„Ist der Schlüssel zu Ulrichs Zelle unter diesen?" frug Orlando, indem er neugierig den Schlüsselbund betrachtete.

„Dieser hier ist es," erwiderte Jakob, und er deutete dabei auf einen besonders schweren Schlüssel. „Er wird nur einmal noch in seinem Leben seine Zelle verlassen, und zwar morgen früh."

Es sprach ein satanischer Triumph in dieser schneidenden Stimme, daß der Krüppel sich entsetzte.

„Warum hassest Du Ulrich so sehr?" fragte er unbewußt, obwohl er sich zu schweigen vorgenommen hatte.

„Warum ich ihn hasse? Er ist ein Protestant — eine jener schleichenden Kreaturen, die nicht schnell genug vom Erdboden vertilgt werden können."

Orlando schickte sich zum Gehen an. Ein greller Blitzstrahl erleuchtete die Stube, und es schien, als ob der mächtige Donnerschlag unmittelbar über dem Schlosse sich entladen habe.

„Du würdest besser daran tun, nach Hause zu gehen, Orlando; es wird eine schlimme Nacht abgeben."

Jakob trat ans Fenster, wandte sich aber schnell wieder um, als ein weiterer Blitzschlag die Kemenate hell erleuchtete. Orlando konnte den elektrischen Strom durch seinen ganzen Körper bis in die Fingerspitzen hinaus verspüren. Er hatte indessen eine zu große Aufgabe vor sich, als daß ihn dies nächtliche Unwetter beängstigt hätte. Rasch erhob er sich und trat nahe an Jakob heran. „Erlaube mir daß ich Ulrich einige Augenblick sehe."

„Zu welchem Zwecke."

„Er hat mir einmal eine Gefälligkeit erwiesen, ich möchte ihn womöglich ein wenig trösten."

„Ich zweifle nicht daran, daß er des Trostes bedarf," erwiderte Jakob mit einem höhnischen Lachen. „Ich kann deinem Wunsche indessen nicht willfahren, Orlando, es sei denn, Du habest besondere Erlaubnis dazu. Wenn Du solche vom Herzog erhältst, dann magst Du ihn besuchen."

„Würde eine Erlaubnis vom Kaiser genügen?"

„Natürlich, aber Du wirst sie nicht von ihm erhalten."

Orlando schwieg; das mochte ja wohl wahr sein, doch konnte ein Versuch nichts schaden. Der Kaiser hatte ihn bislang mit besonderer Gunst behandelt. Jakob rief ihm nach: „Falls Du die Erlaubnis erhältst — was ich aber nicht glaube,— so brauchst Du nicht hierher zurückzukehren. Die Wache hat ebenfalls einen Schlüssel. Ich lege mich auf's Ohr und laß die Nacht für sich selber sorgen."

„Gut!" erwiderte Orlando.

Wäre es irgend jemand anders als Orlando gewesen, so hätte Jakob nie daran gedacht, ihm auch auf das Wort des Kaisers hin Einlaß zu gewähren, ohne daß das unter seinen eigenen Augen geschehen wäre. Aber Orlando! — niemand beargwöhnte den harmlosen Krüppel! Man war daran gewohnt ihn zu allen Stunden auf dem Schloß ein und ausgehen zu sehen, und es war kein Geheimnis, daß ihm der Kaiser besonders gewogen war. Zudem war seine Mutter eine ausgesprochene und bekenntnistreue Katholikin. Niemand auf dem Schloß vermutete die Pläne, die Orlando hegte. So legte sich Jakob getrost ins Bett und zog die Decke über die Augen und Ohren, um nicht von den jetzt regelmäßig hernieder zuckenden Blitzstrahlen aufgeschreckt zu werden.

Orlando schritt schnellen Schrittes auf den mittleren Schloßhof zu, wo die Gemächer des Kaisers gelegen waren. Die Fenster oben waren erleuchtet, und er konnte die Schattenbilder wahrnehmen, wie sie sich oben hin und her bewegten. Er schritt die steinerne Treppe hinan, rief dem am Eingang postierten Landsknecht einen freundlichen Gruß zu und erklomm dann eine weitere Treppe, die zum Privatgemach des Kaisers führte. Er war nie stark gewesen und die Aufregungen dieses Tages spannten seine Kräfte aufs Aeußerste an. Das Gewitter, das sich gerade über dem Schlosse schwer zu entladen anfing, verfehlte ebenfalls seine Wirkung auf den schwächlichen Körper nicht, doch Orlando war fest entschlossen, mit Aufbietung seiner ganzen Energie, der sich geltend machenden Schwäche zu trotzen. Es stand ihm scheinbar ein Berg unübersteiglicher Hindernisse im Wege. Im Vorzimmer waren drei oder vier Pagen im lachendem Spiel begriffen. Einer derselben schickte sich an, den Krüppel beim Kaiser anzumelden. Einen Augenblick später betrat Orlando das Gemach und jetzt erst wurde er sich der Wichtigkeit seines Kommens erst recht bewußt. Würde ihm seine Bitte abgeschlagen, so konnte Ulrich nicht mehr gerettet werden.

Kap. 20. Man passiere den Träger.

Der Kaiser empfing den Krüppel aufs freundlichste. Die Langeweile plagte Seine Majestät. Mit Sehnsucht schaute er dem Tage entgegen, da er dem alten, spießbürgerlichen Nürnberg den Rücken kehren konnte. Karl der Fünfte war ein Mann der Tat. „Hierher, Orlando," rief er aus, „Du bist gerade zur rechten Zeit gekommen, denn Vater Antonio will sich soeben verabschieden und der Herzog von Alba ist unsichtbar geworden. Selbst Dein Vetter Alberto ist verschwunden."

Der Priester hatte sich bereits erhoben, um das Gemach zu verlassen. „Du bist spät, mein Sohn," sagte er in freundlichem Tone, „es ist eine stürmische Nacht."

„Ich werde bald kommen, Vater. Bitte, sagt meiner Mutter, daß sie sich um meinetwillen keine Sorgen machen soll. Ich bins ja gewohnt, in der Dunkelheit diese Straßen zu gehen."

„Gute Nacht denn, wenn du nicht mit mir gehen willst."

„Das wird er gewißlich nicht tun!" unterbrach ihn der Kaiser im gnädigen Humor. „Er wird hier bleiben und mir im Schachspiel Gesellschaft leisten, bis dieses Wetter sich verzogen und der Regen aufgehört hat."

Orlando war froh, daß er die langen Gewänder des Priesters in der Tür verschwinden sah, und nicht minder, daß sein kaiserlicher Herr bei so guter Laune war. Der Page, der den Krüppel angemeldet hatte, holte das Schachbrett herbei und setzte dasselbe auf den runden Tisch zwischen dem Kaiser und dem Knaben. Orlando, der manche lange Stunde beim Schachbrett verbracht hatte, war ein Meister im Spiel. Doch er hütete sich wohl, den Kaiser ja nicht zu oft schachmatt zu setzen. Karl der Fünfte war nicht gewohnt, daß er den Kürzeren zog. Orlando sah bald ein, daß er sein Ziel am besten erreichen konnte, wenn er den Kaiser in guter Stimmung hielt, und so ließ er ihn denn Spiel nach Spiel gewinnen. Es hatte aufgehört zu regnen, und die schwarzen Wolken jagten dem Osten zu. Orlando erhob sich und schaute hinaus. Der Mond schien die Wolken durchbrechen zu wollen. „Wenn es Eurer Majestät gefällig ist, so werde ich mich nun auf den Heimweg machen", sagte er. „Das Gewitter hat sich verzogen."

Der Kaiser unterdrückte ein Gähnen. „So geh', Orlando. Wir haben einen angenehmen Abend mit einander verbracht, und hoffentlich werden wir noch oft so einander Gesellschaft leisten. Vater Antonio sagt mir, daß Deine Wolken jagten dem Osten zu. Orlando erhob zu lassen, und daß Du selbst zu dieser Aussicht nicht unglücklich bist." Er zwickte mit freundlicher Herablassung die weiße Wange des Krüppels.

„Eurer Majestät Einladung gereicht mir zur großen Ehre, doch glaube ich, daß Ihr meine geringen Fähigkeiten überschätzt."

„Laß mich darüber sorgen," gab der Kaiser lachend zurück. Als er sah, daß Orlando immer noch zögerte, frug er freundlich: „Hast Du noch etwas auf dem Herzen?"

Der Krüppel erhob seine großen dunklen Augen und ein schwerer Atemzug entwand sich seinen Lippen. Jetzt war die Zeit gekommen.

„Wollten Euer Majestät mir erlauben, Euch um eine Gefälligkeit zu fragen?"

„Bis zur Hälfte meines Reiches," erwiderte Karl scherzhaft. „Und worin besteht diese große Gefälligkeit, Orlando, fürchte dich nicht!"

Die beiden befanden sich so gut wie allein an dem einen Ende des großen Gemaches. Etliche Männer, die zu warten schienen, standen etwas abseits und unterhielten sich mit einander. „Es befindet sich ein Gefangener hier auf dem Schloß, Euer Majestät, ein Jüngling, etwas älter als ich. Ich bin mit ihm bekannt gewesen und er hat mir einst eine Gefälligkeit erwiesen."

„O, du meinst Ulrich von Reuß."

„Ja, Euer Majestät, morgen früh soll er sterben."

(Fortsetzung folgt.)

Ein Fischer in Neufundland hat eine Fischleine, acht Meilen lang, mit 4000 Haken, die über 2000 Dollars kostet. Mehrere Meilen vom Ufer werden sie ins Meer gelegt und sehr oft werden 3,000 und mehr Kabeljaus (Codfish) bei einem Zug gefangen.

Ueberlege einmal bevor du gibst, zweimal bevor du nimmst, und tausendmal, bevor du verlangst. — M. v. Ebner-Eschenbach.

Die Mennonitische
Rundschau
Herausgegeben vom
Mennonitischen Verlagshaus
Scottdale, Pennsylvania.

Entered at Scottdale P. O. as second-class matter.

Erscheint jeden Mittwoch.

Preis für die Ver. Staaten $1.00; für Deutschland 6 Mark; für Rußland 3 Rbl.

Alle Korrespondenzen und Geschäftsbriefe adressiere man an
C. B. Wiens, Editor,
SCOTTDALE, PA
U. S. A.

19. Juni 1912.

Editorielles.

— In der Friedensstimme lesen wir: „Sonntag, den 20. Mai, soll, so Gott will, die Einweihung des Neubaues des Muntauer Krankenhauses stattfinden, wozu hiermit alle Freunde der Anstalt herzlich zu 1 Uhr nachmittags eingeladen werden." Weiter wird berichtet, daß die Einlager M. B. Gem. Sonntag, den 6. Mai das 50. jährige Jubiläum ihrer Gründung gefeiert habe.

— Es ist erfreulich zu sehen, wie das Sonntagsschulwesen immer weitere Ausbreitung erfährt. Ein gesundes Christentum setzt eine gründliche Bekanntschaft mit der Heiligen Schrift voraus. Nicht nur ist es notwendig, daß man die Bibel liest oder gelesen hat, man soll auch in den Geist oder Sinn derselben eingedrungen sein. Die Pharisäer und Schriftgelehrten zur Zeit Jesu kannten das Gesetz und die Propheten wohl, aber nur dem Buchstaben nach; darum der große Unterschied zwischen ihrem Lehren und dem des Herrn Jesu, der gewaltig redete und nicht wie die Schriftgelehrten. Auch heißt es: Das Volk hörte ihn gern. — Die Sonntagsschule kann viel dazu beitragen, daß der Geist des Wortes verstanden wird.

— Wieder hatten wir einmal eine kleine Erinnerung an den Winter. Klein nur, aber immerhin eine Erinnerung. Sogar im schönen Junimonat, nachdem am Tage die Sonne Licht und Wärme in Fülle gespendet hatte, senkte sich nachts die Kälte herab und überzog Dächer und Fenzen mit einem feinen, weißen Firniß. Weißer Reif war es. Er war nur kaum bemerkbar, hatte aber auf freien, dem Luftzuge stark ausgesetzten Plätzen, sich auf die Blättchen zarter Pflanzen gesetzt; konnte ihnen jedoch keinen bedeutenden Schaden zufügen. Sobald die Sonne aus ihrem Versteck hervorkam, brachte sie wieder Licht und Wärme, unter deren Einfluß das Pflanzenreich sich rasch erholte. Wie aus verschiedenen Gegenden berichtet wird, ist es auch hier naß, und da zwischenein auch recht viele sonnige Tage sich finden, gedeiht Baum und Strauch, Gras und Kraut unter Gottes segnender Hand.

— Aeltester Korn. A. Fehr, Orenburg, Rußland, berichtet, daß er die 155 Rub. 95 Kop., die er früher auf der Post noch nicht hatte bekommen können, jetzt doch erhalten hat. Das Geld ist wieder unter den Armen verteilt worden in Gestalt von Nahrungsmitteln: Mehl und Kartoffeln, usw. Er schreibt: Es kommen an einem Tage bis 6 Witwen von den Landeskindern, einige bis 17 Werst — ungefähr 12 Meilen — zu Fuß, und klagen und sagen, wenn wir ihnen nicht geben, dann sind sie dem Hungertode preisgegeben. Wir durften also an den Landeskindern bisher schon durch Gottes Gnade und eure Opferwilligkeit so an 325 Pud Mehl, zu 1 Rbl. 51 Kop. a Pud, verteilen, und unter den Unsrigen, Mennoniten beider Gemeinschaften, 227 Pud Mehl und 200 Pud Kartoffeln, die Kartoffeln zu 60 Kop. per Pud, in 23 deutschen Dörfern und dann noch unter Russen und Baschkiren. Nun, dem Herrn sei Dank, daß es jetzt fruchtbarer aussieht. Es hat schön geregnet, und das Vieh hat schon seine Weide.

Ich möchte noch allen Wohltätern nebst dem Herrn im Namen der Gemeinde und im Namen der Bedürftigen den größten Dank sagen. Der Herr möchte es allen doppelt vergelten! Dieweil ich nicht die Adresse jeden Gebers weiß, benutze ich die Rundschau dazu!"

— Wir lesen in einem Blatt einen Lobgesang über das Lachen. Es heißt dort: „Das Lachen ist ein wichtiger Faktor zur Gesundheit. Schon Hippokrates war von dem Wert des Lachens überzeugt. Später glaubte man, ein herzliches Lachen stärke Leber und Herz. Heute ist man überzeugt, daß das Lachen einen günstigen Einfluß auf alle inneren Organe habe und der Körpermuskulatur gut tut. Daß es außerdem eine wohltätige Wirkung auf Gemüt und Geist hat, weiß gewiß jeder aus Erfahrung; denn wer lacht, ist heiter und freut sich seines Lebens. Das tritt besonders bei kranken Menschen zutage. Wenn sie erst lachen können, sind sie auf dem Wege der Genesung." usw. Erstens könnte man geradesogut das Urteil der Bibel über den Wert des Lachens befragen, wie den Hippokrates, und zweitens ist die Folgerung verkehrt, daß die Dienlichkeit des Lachens daran erkannt oder damit bewiesen werden könne, daß, wenn ein Kranker erst lachen könne, er bald gesund sei. Es scheint viel folgerichtiger zu sein, daß ein Kranker bereits auf dem Wege der Besserung ist, wenn er erst lachen kann; aber nicht, daß das Lachen ihn gesund mache. Der Durchschnittsmensch lacht freiwillig, ohne dazu besonders ermutigt zu werden, wohl reichlich genug, um seinen inneren und äußeren Organen ihren Bedarf daran zu liefern, und meistens zu viel für seinen inneren M e n s c h e n und dessen Ausbildung.

Aus Mennonitischen Kreisen.

Johann Wiens, Rush Lake, Sask., berichtet am 5. Juni: „Wir haben hier sehr günstiges Wetter dieses Frühjahr, und schönen warmen Regen. Es wächst alles schön. Gott sei die Ehre dafür!"

Franz Funk, Gouldtown, Sask., sandte eine Gabe an uns für China und berichtet zugleich: „Wir haben schönes Wetter. Der Weizen auf vielen Feldern sieht prachtvoll aus. Gesund sind wir und wünschen Editor und Lesern dasselbe."

Jacob Fröse, Vinita, Oklahoma, schreibt am 5. Juni: „Wir sind hier alle munter und haben viel Arbeit. Das Corn wächst schon sehr und der Hafer sieht vielversprechend aus. Es wird schon angefangen, Gras zu schneiden. — Da wir jetzt frei Postbeförderung haben, bitte die Rundschau: ressieren. (Recht gern. Ed.)

Rudolph Klein, Cordele, Ga., schreibt den 4. Juni: „Wir sind unser sechs Familien Mennoniten hier in Pinia, Georgia, und wollen im Herbst noch weitere 5 bis 6 Familien von Rußland, Terek, hierher kommen. Die Witterung ist hier bis jetzt noch sehr günstig gewesen. Der Hafer ist schon in Garben, und ist recht gut; es kann stellenweise 60 Buschel und mehr vom Acre geben. Die Baumwolle sieht auch recht gut aus."

Peter und Anna Harder, Los Angeles, California, schreiben: „Einen Gruß zuvor an alle Leser der Rundschau! Bis zum heutigen Tage sind wir mit unsern Kindern so ziemlich gesund, und dies wünschen wir durch Gottes Gnade und Barmherzigkeit einem jeden, der die Rundschau liest, und allen, die sich unser in Liebe erinnern; auch die in Manitoba, Can., meine Geschwister, und die Geschwister meiner Frau, samt dem Schwiegervater. Unsere Adresse ist: No. 1, 18 W. 89. Str. Los Angeles, Calif."

Franz Kröker, früher North Enid, Oklahoma, schreibt am 3. Juni: „Lieber Bruder Wiens! Ich bitte mir die Rundschau ferner nach Enid, Okla., R. F. D. No. 8, Box 69, anstatt nach North Enid zu schicken! Diese Aenderung möchten sich auch alle Geschwister in Nebraska, Idaho und meine Nichten und Vettern in Laddekopp, Rußland, auch die von meiner Frau Seite merken. Meine Frau ist eine geborene Franz Wiens, von Gnadenheim. — Onkel Peter Enns und Onkel Peter Braun, haben ihren Brief an Franz Wiens, Nebraska, unsern verstorbenen Vater, auch gelesen. Es sind noch die alten Franz Wienssen Kinder, auch Nichten und Vettern. Seid alle von uns gegrüßt! Bitte, merkt euch diese Adresse, wo wir jetzt wohnen. Ich bitte alle Freunde und Geschwister um ein Lebenszeichen. Wir sind im Dezembermonat 1911 hierher gezogen und sind so leidlich gesund. Grüßend verbleiben wir mit euch allen Mitpilger nach Zion."

Br. M. B. Fast, Reedley, Calif., berichtet am 1. Juni: „Gestern machte ich „per Bye" Besuche und bei alte Corn. Harms, früher Schönau, Rußland, war es mir vergönnt, die ersten reifen Aprikosen zu essen. Auch bekam ich etliche reife Kirschen — es sind schon längere Zeit reife auf dem Markte. Pfingsten war ich auf den neuen Ansiedlungen bei Fairmead und Winton. Sie hatten dort dreimal deutschen und englischen Gottesdienst. Etliche Tage war es schön warm, gestern 98 Grad im Schatten; doch ist die Luft anders als im Osten. Gruß an alle werten Leser."

Jacob H. Dirks, Greensburg, Kansas, schreibt den 4. Juni: „Dem Editor und den Lesern die beste Gesundheit wünschend, bitte ich um Aufnahme dieser Zeilen. Ich und mein Freund Jakob A. Unruh von Hillsboro, fuhren den 17. Mai von Hillsboro nach Süd-Dakota ab und kamen den 18. spät abends in Marion Junction an, und blieben im Hotel übernacht, weil es bereits spät war. Wir haben des Morgens gefrühstückt und sind dann zum Bruder Benj. Dirks gegangen, den ich binnen 25 Jahren nicht gesehen hatte. Es gab ein reges und frohes Begrüßen. So hatt. ich und Freund Jakob Unruh viel Freunde in Dakota. Wenn ich jetzt zurückdenke an die uns bewiesene Liebe, dann muß ich sagen: „Liebe Freunde, ich danke für alles G—t—!" Ich konnte mich noch erinnern, einen guten Teil von ihnen in meinen Jugendjahren gesehen zu haben. Ihr lieben Springfielder, ich denke an den letzten Abend bei euch. Seid alle gegrüßt von mir. Ich bin gesund heimgekommen und habe alles in befriedigendem Zustande angetroffen. Mein Weib war gesunder als ich heimkam. Noch einen Gruß an den Bruder und die Schwägerin und ihre Tochter Helena. Wollen das im Auge behalten: „Selig ist der und heilig, der Teil hat an der ersten Auferstehung."

Berichtigung.

In No. 23, Seite 12, Spalte 3 unten heißt es: „war der Tag schon alle weg," statt: „war der Schnee schon alle weg."

Es ist Missionszeit.

Von Prediger Heinrich Pauls, in Lemberg, Oesterreich.

Es ist eine große Zeit, in der wir jetzt leben. Jetzt ist der Tag der Entscheidung für China, für Japan, für Afrika für die Türkei, kurz, für den größten Teil der Welt. Da sind der Gemeinde Jesu Christi heute Aufgaben gestellt, wie in keiner anderen Zeit. Dieser Tatsache müssen wir uns bewußt werden. Der folgende Aufsatz will hierzu mithelfen.

Zwei abgeschlossene Missionsperioden liegen hinter uns; die heutige ist die dritte. So wollen wir, um die Bedeutung der heutigen Missionsgelegenheit recht zu erkennen, zunächst einen Blick auf die beiden früheren Missionszeiten richten, in denen sich die Ausbreitung des Christentums vollzogen hat.

I.

Die erste Missionsperiode des Christentums dauerte von Pfingsten bis zum Regierungsantritt Konstantins. Das römische Weltreich war ihr Arbeitsfeld. Roms Herrschaft sicherte den Frieden, gab gute Gesetze und brachte Handel und Verkehr zur Blüte. Da konnte sich das Christentum in Ruhe und Frieden ausdehnen.

Die Zeit war erfüllt. Viele Umstände trugen zu dieser Erfüllung bei. Das Volk der Juden war durch den Handel bis an die Grenzen der Welt zerstreut. Es hatte überall seine Bethäuser, darin Gesetz und Propheten gelesen und von der Offenbarung des lebendigen Gottes geredet wurde. Und die Synagogen übten in den beiden Jahrhunderten um Christi Geburt große Anziehungskraft auf suchende Seelen aus. Das ist sonst nie der Fall gewesen. Gerade damals war im Römerreiche die Ansicht verbreitet: Von Osten kommt Licht! Große Scharen von Heiden hielten sich damals zur jüdischen Gemeinde. Wir wissen aus der Apostelgeschichte, wie gerade diese Proseliten überall die ersten Träger des Christentums wurden. Sie kannten das Alte Testament und wußten darum vom ersten Auftreten der Apostel an sogleich um was es sich handelte. Sie brauchten nicht, wie die heutigen Heidenchristen, erst einen langen Taufunterricht um allmählich die Bedeutung des Heils zu erkennen; sondern sie waren schon vorbereitet und brauchten nur einen Bericht über das Leben des Heilandes zu hören und sich taufen zu lassen. — Dann fanden sie sich schon allein zurecht. So war es dem Apostel Paulus möglich, in kürzester Zeit eine Gemeinde zu gründen und so zu festigen, daß er schon nach zwei, drei Jahren, manchmal sogar nach einigen Monaten getrost weiter ziehen konnte. Ueberall waren schon eingeborene Geistliche und Gemeindehelfer vorhanden.

Nach den Aposteln kennen wir in der ganzen ersten Missionsperiode keinen bedeutenden Missionar mehr. Nachdem die Gemeinden einmal gegründet und gefestigt waren, unterhielten und regierten sie sich allein und breiteten sich aus. Jeder Christ war mehr oder weniger ein Licht in dunkler Umgebung; von Bedeutung waren die zahlreichen Christen im Heer. Als dann die Christenverfolgungen ausbrachen, da machten die Sterbensfreudigkeit und Lebensgewißheit der Märtyrer den größten Eindruck. So etwas hatte die Welt noch nicht gesehen. Dies war der schlagendste Beweis von der Kraft und Wahrheit des Evangeliums. Das Blut der Märtyrer war der Same der Kirche.

Als Kaiser Konstantin auf den Tron kam, waren etwa ein Zehntel der Bewohner des römischen Reiches Christen. Konstantins Größe war es, daß er schon damals erkannte: dem Christentum gehört die Zukunft, daß er dasselbe sogleich duldete, dann begünstigte, daß seine Nachfolger dasselbe zur Staatsreligion machten.

Da war die große erste Missionsperiode beendet. Das römische Reich war christianisiert. Die nächsten Jahrhunderte hatten nun die Aufgabe, die Kirche nach Mitgliederzahl, Lehre und Verfassung noch weiter auszubauen.

II.

Die erste Missionsperiode des Christentums blieb auf das römische Reich beschränkt, weil damals nur in dessen Grenzen Ruhe und Ordnung herrschte. Bald hinter der Grenze begann Barbarei und ewiger Krieg zwischen den einzelnen Stämmen. Und „wo rohe Kräfte sinnlos walten, da kann sich kein Gebild gestalten."

Das änderte sich im Mittelalter. Damals kamen zuerst die germanischen, dann auch die slavischen Völker mit dem christlichen römischen Reiche in Berührung und Handelsverkehr. So wurden die germanischen und slavischen Völker das Arbeitsfeld der zweiten Missionszeit. Auch diese Missionszeit endete mit der völligen Christianisierung ihrer Völker.

Die Missionsmethode war im Mittelalter oft eine unevangelische. Das grundlegende Missionsmittel war oft nicht das Wort des Heils, sondern die Macht der Kirche und des Staates. Oft wurden mit Gewalt heidnische Götzenbilder umgestürzt, Tempel zerstört, Tempel gebaut, Fürst, Heer und Volk zur Taufe verpflichtet. Statt wie in der apostolischen und heutigen Missionszeit durch die Einzelnen bis an die Gesamtheit eines Volkes zu kommen, suchte man im Mittelalter zuerst die Gesamtheit zu gewinnen, und dann innerhalb derselben tiefer auf die Einzelnen einzuwirken.

Während der Völkerwanderung zogen nacheinander zehn germanische Stämme in das römische Reich hinein und setzten sich darin fest. Sie alle, Gothen, Vandalen, Longobarden usw. nahmen dort ohne direkte Missionstätigkeit sehr schnell das Christentum an, ebenso wie im vorigen Jahrhundert die elf Millionen Neger in den Vereinigten Staaten, weil ihr Naturvergötterung sehr bald einer höher stehenden Religion weichen mußte.

Bald zogen auch Missionare über die Grenzen des Reiches hinaus. Im Jahre 432 schon zog der heilige Patrik, der Apostel der Iren nach Irland. Seine Verkündigung vom Leben, Leiden und Sterben des Heilandes kam von Herzen und ging zu Herzen. Aus seinen Klöstern sind hernach viele Boten des Evangeliums nach Deutschland gezogen.

In Burgund, der Schweiz und Oberitalien wirkte mit Eifer und Erfolg der fromme Kolumban, ein großer Geist, dessen Frömmigkeit auf Gottes Wort ruhte. Sein größter Schüler war St. Gallus. Andere große Missionare jener Zeit waren Fridolin am Oberrhein, Kilian in Thüringen und Augustin in England. Ihnen allen folgten Scharen von Missionsarbeitern und Mönchen.

Vielleicht der größte Missionar des Mittelalters war Bonifazius, oder Winfried, der Apostel der Deutschen. Er gründete Bistümer und Klöster (Missionsstationen); er bekämpfte den heidnischen Aberglauben, verbot das Verbrennen der Leichname und die Götzenverehrung und fällte die Donarseiche in Hessen (wie heute die Missionare

unter den Bataks und anderswo). Er brachte Ordnung und Zucht in die junge Kirche Deutschlands. Freilich stellte er sich auch unter die Herrschaft Roms, was später verhängnisvoll wurde. Im Jahre 755 starb Bonifazius den Märtyrertod unter den Friesen und wurde im Kloster Fulda begraben.

Die Sachsen wurden von Karl dem Großen unterworfen und zur Annahme des Christentums gezwungen. Dänemark und Schweden fanden ihren Apostel in Ansgar von Corvey.

So wurden die germanischen Völker christianisiert. Etwas später fällt die Bekehrung der Slaven.

Die S l a v e n m i s s i o n steht schon ganz unter dem Zeichen der Gewalt; dazu unter dem Zeichen der Konkurrenz der beiden damaligen Kirchenlager: Rom und Byzanz (ähnlich der heutigen Konkurrenz zwischen Katholiken und Protestanten).

Die größten Missionare des Ostens waren Cyrill und Methodius. Sie kamen im Jahre 862 nach Mähren, brachten dem Lande Alphabet, Bibelübersetzung, Liturgie und Predigt nach ihrer griechischen Art. Politische Verhältnisse zwangen Mähren zum Anschluß an Rom. Aehnlich ging es in Ungarn und Böhmen. Polens Kirche wurde unter Kaiser Otto dem Ersten von Böhmen aus gegründet und erhielt vom Papst Sylvester dem Ersten im Jahre 1000 einen eigenen Erzbischofsstuhl in Gnesen.

In Rußland werden die Christen zuerst im Jahre 944 erwähnt. Als dann Fürst Wladimir eine Schwester des byzantinischen Kaisers heiratete, da christianisierte er sein Land; die Götzen wurden in den Fluß geschleift und das Volk zur Taufe in den Dnepr-Fluß getrieben.

Unter heftigen Kämpfen vollzog sich die gewaltsame Bekehrung und Unterwerfung der slavischen Wendenvölker, sowie der Liven, Kuren, Littauer und Preußen. Fürsten, Mönchs- und Ritterorden brachten dieses Werk zustande.

So war ums Jahr 1300 die mittelalterliche Missionsperiode abgeschlossen; die Germanen und Slaven waren christianisiert. Freilich war ihr Christentum ein sehr oberflächliches und bestand oft nur aus wenigen auswendig gelernten Formeln und Gebeten, die wie Zaubersprüche verwendet wurden. Erst durch die Reformation wurden die germanischen Völker wirklich mit dem Evangelium durchdrungen; doch war dieses nicht mehr Missionsarbeit im eigentlichen Sinne des Worts, nicht mehr Heidenmission, sondern schon eine Wirkung der Sauerteigskraft des Evangeliums. Für die slavischen Völker muß eine Reformation erst noch kommen. Hoffen wir, daß es bald geschieht!

III.

Die dritte große Missionsperiode hat jetzt mit dem 20. Jahrhundert begonnen. Sie ist durch Gottes Führung in das ganze 19. Jahrhundert vorbereitet worden. Sie hat ihre Vorläufer auf protestantischer, wie besonders auf katholischer Seite schon seit der Reformation.

Die r ö m i s c h - k a t h o l i s c h e Mission hat vor der protestantischen einen großen Vorteil durch ihre einheitliche Leitung. Die Congregatic de propaganda fidei (Vereinigung zur Ausbreitung des Glaubens), eine vom Papst ernannte, aus 190 Mitgliedern und Beamten bestehende Behörde leitet das ganze große römisch-katholische Missionswesen. Ihr Arbeitsgebiet ist die ganze Welt, soweit sie nicht römisch-katholisch ist, also auch die protestantischen und griechisch-katholischen Länder. Diese Organisation ist die Stärke der römischen Mission. Sie ermöglicht eine planmäßige Leitung des ganzen Werkes nach einheitlichem Willen, und sie weiß ihr Ziel mit diplomatischem Geschick und zäher Beharrlichkeit zu erreichen. 6862 Priester und ungefähr 9 000 andere Missionsarbeiter, fratres und sorores, Brüder und Schwestern genannt, werden von dieser Behörde kommandiert Sie gruppieren sich in Orden und Vereine Die wichtigsten der Orden sind die Franziskaner, die Dominikaner und die Jesuiten. Dann kommen die Kapuziner, die Lazaristen, die Weißen Väter, die Congregation vom heiligen Geiste, die Gesellschaft des göttlichen Wortes und viele andere. Daran reihen sich die selbstständig aussendende Missionsseminare, voran das Pariser Seminar, welches 1300 Missionare in der Heidenwelt unterhält, dann das Mailänder, das Lyonner und andere. Die römische Mission macht der evangelischen leider auf allen Seiten gefährliche Konkurrenz. Sie bemüht sich, die letztere uberall zu schädigen und wenn möglich zu vernichten.

Auch die r u s s i s c h - o r t h o d o x e Kirche treibt Mission; meistens nur innerhalb des russischen Reiches; aber auch in China, Korea, Japan und Alaska. Ihre Mittel bekommt sie seit altersher vom russischen Staate. Seit 1879 hat sie auch einen Sammelverein, der jetzt jährlich eine halbe Million Rubel sammelt. Seit 1898 hat sie auch in Kasan eine Anstalt zur Ausbildung von Missionaren.

Aber auch die e v a n g e l i s c h e Mission ist in den letzten Jahrzehnten schon zu einer Großmacht geworden. Man muß es beklagen, daß sie nicht, ähnlich der römischen, einheitlich organisiert ist. Doch liegt in der Mannigfaltigkeit auch viel Gewinn. Die Fülle der heimatlichen Missionsherde hat den Missionseifer vervielfältigt und eine große Menge von Gaben und Kräften zur Verwendung gebracht. Auch hat die gemeinsame Missionsarbeit den Allianzsinn mächtig gefördert. Das hat sich besonders 1910 in Edinburg glänzend gezeigt. Die Einnahmen und Ausgaben aller evangelischen Missionsgesellschaften erreichen jetzt jährlich die schöne Höhe von 20 Millionen Dollars. Das Arbeitsfeld ist die ganze Erde. Ueberall sind die Türen offen. Ueberall kann ein lauschendes Ohr die Völker stöhnen hören: Komm herüber und hilf uns! Ein großes Erwecken und Erwachen geht heute durch die nichtchristliche Welt, sowohl in Ostasien wie in Indien, in der Türkei wie in Afrika. Ueberall ist die Missionsarbeit auch schon zum Glück im vollen Gange. Ein kurzer Rundblick auf die einzelnen Missionsfelder wird uns beweisen, und wird uns auch gewaltig die Aufgaben vor Augen stellen, welche die Christenheit heute hat.

Beginnen wir unsern Rundblick mit J a p a n. Unser deutscher Missionsschriftsteller, Dr. Julius Richter, schreibt: „Die Seeschlacht von Tsuschima bedeutet für ganz Ostasien eine Wende der Zeiten. Sie hat in Japan, Korea und China eine neue weltgeschichtliche und missionsgeschichtliche Lage geschaffen. Japan möchte seine Macht über ganz Ostasien und über den ganzen Stillen Ozean ausdehnen. Da ist es eine entscheidende Frage, auf welcher religiösen Grundlage Japans Weltmacht beruhen soll, ob auf der buddistisch-schintoistischen oder auf der atheistischen, oder auf der christlichen Grundlage. Diese Frage bewegt denn auch die führenden Geister in Japan."

Die Missionare wie die Christen von Japan sind sich der Verantwortung wohl bewußt, welche diese Lage ihnen gibt. Die Zahl der evangelischen Missionare Japans beträgt 300, die der ordinierten japanischen Pastoren 400, die der evangelischen Christen 100,000. Im letzten Parlamente saßen 14 Christen. Das sind erfreuliche Zahlen.

In C h i n a soll Pastor L o h m a n n, unser Gemeinschaftspastor, unser Führer sein. Er berichtet: „China erwacht aus tausendjähriger Erstarrung. In den nächsten Jahren wird ein völlig neues China vor uns stehen. Die neue Regierung ist dem Christentum überaus freundlich gesinnt. Moderne Schulen werden eingerichtet; nur an Lehrern fehlt es! Welch eine Gelegenheit der christlichen Kirche, die fehlenden Lehrkräfte zu liefern! Die tüchtigsten Lehrer finden hier die dankbarste Aufnahme."

Die Christenheit hat denn auch die dortige Missionsarbeit kräftig aufgenommen, seitdem Hudson Taylor ihr dieselbe aufs Gewissen gelegt hat. Besonders die amerikanischen Gesellschaften legen ihre Schwerkraft nach China. Sie sind dazu berufen, weil die Chinesen zu den Amerikanern viel mehr Vertrauen haben als zu den Europäer, weil die letzteren einige Stücke Chinas in Besitz genommen haben.

In der Mandschurei und Korea treffen wir ein sehr lebendiges und frisches Christentum. Seit 1906 geht durch beide Länder eine mächtige Erweckung, wie sie sonst in der gegenwärtigen Mission noch nicht vorgekommen ist. Die Mandschurei ist seit 15 Jahren durch 2 Kriege und durch den Boxeraufstand schwer heimgesucht worden. Immer hat die Mission heldenmütige Hilfe geleistet. Das ist denn auch bei Hoch und Niedrig dankbar anerkannt worden.

Die Bewegung in Korea zeichnet sich durch das eifrige Bibelstudium aus. Dazu ist sie volkstümlich und wird von den koreanischen Christen selbst getragen. Die Zahl der christlichen Gemeindeglieder beträgt in der Mandschurei schon reichlich 20,000, in Korea über 100,000. Die beteiligten Missionsgesellschaften rufen aufs lauteste um Hilfe zur Verstärkung des Missionspersonales, um die günstige Gelegenheit gebührend ausnützen zu können. Es ist möglich, daß Korea bald ein christianisiertes Land sein wird.

Wir kommen nach I n d i e n. Hierbin

legen die englischen Missionsgesellschaften ihre Schwerkraft. Wir geben das Wort einem geborenen Indier, dem Generalsekretär der indischen Jünglingsvereine, Herrn Farquhar. Derselbe schreibt im Jahre 1908 in einer amerikanischen Missionszeitschrift: „Auf die Frage, ob das Christentum dazu bestimmt sei, auch die Religion Indiens zu werden, antworten wir mit Ja. Mag auch die Widerstandskraft des Hinduismus noch so groß sein, der gebildete Hindu wünscht Bildung und Freiheit. In 2000 Jahren hat der Hinduismus nicht so gewaltige Revolution zu bestehen gehabt wie in den letzten 70 Jahren. Von Bedeutung ist es, daß die christlich gewordenen Parias, die verachteten Ureinwohner und Kastenlosen, die früher wie Hunde behandelt wurden, sehr schnell emporkommen. Der Hinduismus hat alles getan, um sie zu unterdrücken. Das Christentum tut alles, um sie zu heben. Wer kann dem widerstehen? Dazu gibt es in Indien schon eine protestantischeChristenheit von über eine Million Seelen. Sie ist die fortgeschrittendste Gemeinschaft in Indien, und sie ist die größte Macht in Indien. Sie ist durchaus nicht vollkommen, aber sie ist lebendig und wächst zusehends in der Kraft des Heiligen Geistes. Dazu haben in den letzten drei Jahren an vielen Orten Erweckungen stattgefunden. Dieselben haben überall das sittliche und das religiöse Leben in der Gemeinde geläutert und an einzelnen Stellen die Bekehrung vieler herbeigeführt. Auch diese Erweckungsbewegung hält an und schreitet fort. Das sicherste Zeichen ihres geistlichen Lebens ist ihr zunehmender Missionseifer. Wir nennen nur die Bestrebungen der Pandita Ramabai und die 1905 gegründete nationale Missionsgesellschaft."

Von der **Türkei** kann man gegenwärtig nicht viel sagen. Die jungtürkische Regierung scheint sich während der Kriegsnöte zu behaupten. Sie ist für Fortschritt und Freiheit und wird der Missionsarbeit manche Tür offen halten, die früher verschlossen war. Die Bibel wird in allen Sprachen des türkischen Reiches fleißig verbreitet. Es fehlt aber auch dort an Arbeitern. Der jetzige Krieg erregt den Fanatismus der Mohammdaner ganz schrecklich.— Was nach dem Kriege sein wird, weiß jetzt noch kein Mensch.

Afrika ist mitten in seiner Entwickelung. Die Neger erbitten von den Missionsgesellschaften aufs eifrigste Schulen, Schulen und immer wieder Schulen. Die Christenheit ist verpflichtet, diesem Bildungshunger gerecht zu werden und ihnen wahre Bildung zu geben, Bildung die nicht nur den Kopf, sondern auch das Herz erzieht und veredelt. Die armseligen Religionen der Neger können sich nicht mehr lange erhalten. Der Mohammedanismus oder das Christentum erobert Afrika. Den Sieg erringt, wer zuerst kommt.

So ist der Christenheit heute eine ganz eigenartige Missionsgelegenheit gegeben.An Hindernissen fehlt es nicht, aber die Hindernisse sind da, um überwunden zu werden! Der günstige Augenblick muß ausgekauft werden.

Die beiden ersten Missionsperioden haben ihre Aufgaben gelöst und ihre Völker christianisiert. Wahrscheinlich wird es auch der heutigen Mission gelingen, einen großen Teil ihrer Völker zu christianisieren. Dann wird das Christentum noch einen neuen großen Aufschwung nehmen können. Ein christlich gewordenes China kann der alten Christenheit noch zum Vorbild werden. Der Kampf Chinas gegen das Opium stellt unsern Kampf gegen den Alkohol schon jetzt in den Schatten. Doch die Zukunft gehört Gott, dem Herrn. Uns hat er die Gegenwart gegeben. In ihr sollen wir treu sein!

Drum auf zur Ernte in aller Welt'
Weithin wogt das weiße Feld.
Es ist Missionszeit.

Missionsfest

den 3. Juni bei der Salemsgemeinde in Süd - Dakota.

Es war ein schöner Tag und es versammelten sich viel Gäste, sodaß das geräumige Zelt bald voll wurde.

Nachdem ein manches schöne Lied gesungen worden war, wurde die Festversammlung eingeleitet durch Br. J. J. Hofer mit Gesang, Gebet und Lesen eines Abschnittes aus Luk. 1, 68.

Die Weisagung ist in Erfüllung gegangen und was der Herr verheißen, auch, und ist auch heute giltig; wir wollen nur glauben, was der Herr uns sagt. Zacharias bekam eine Strafe, weil er nicht glauben wollte.

Der Chor sang das Lied: „Das ist eine selge Stunde."

Dann redete Bruder J. J. Pfeiffer. Er sprach über die Worte des Apostels: Er ist vor allen, nämlich Jesus; ihm gehört auch die völlige Liebe von uns Menschen allen. Solange ein Mensch Gott nicht liebt, beraubt er Gott und treibt Abgötterei.

Bruder Jacob M. Tschetter hatte sich 1. Kor. 13 gewählt und redete über den letzten Vers. Wir müssen diese drei Eigenschaften an uns haben, wenn wir wollen glücklich sein. Zuerst ist es unmöglich, Gott zu gefallen ohne Glauben. Wenn ein jeder das glaubte, daß Jesus helfen tut, so würde ein jeder zu ihm kommen, und ohne ihn können wir nicht selig werden.— Die Liebe ist die größte von allen; das können wir sehen an Gottes Liebe.

Dann wurde eine Kollekte gehoben und die Vormittagsversammlung war geschlossen.

Nachdem alle mit einem guten Mahl gespeist worden waren, wurde die Versammlung von Bruder Jos. Glanzer wieder eröffnet mit 2. Kor. 5, 16—18. Gott hat sich weit herunter gelassen, um uns zu erheben und uns zu seinen Söhnen und Töchtern zu machen.

Bruder P. P. Kleinsasser machte einige kleine Bemerkungen über den Befehl Jesu. „Gehet hin in alle Welt!" Dann erzählten die Geschwister von ihrer Arbeit in den neun Jahren und wir hatten einen reichen Tag. Der Chor sang inzwischen passende Lieder und wir wurden alle vom Herrn mehr oder weniger gesegnet.

Abends war Nachversammlung. Ich war nicht dort.

Ich habe diesen Bericht auf der Reise nach der Konferenz in Canada in Lenox, Süd-Dakota, geschrieben, wo wir warten mußten, und wird daher etwas unvollkommen sein. Mein Wunsch ist jedoch, daß der Herr das alles segnen möchte, und daß wir das Ziel nicht verfehlen.

Grüßend verbleibe ich euer geringer Bruder in Christo.

Jac. D. Goossen.

Wie man in Manitoba drischt.

Von einem Drescher in Manitoba ist uns Nachstehendes eingesandt:

Werter Editor der Rundschau!

Mit großem Interesse lese ich jede Korrospondenz aus Rußland,, ganz besonders aber interessiere ich mich für solche, wie eine vor einiger Zeit erschienen, über „Wie das Dreschen in Orloff betrieben wird." Ich wollte immer meinen, in Amerika seien wir denen in Rußland ein gut Teil voraus, doch da habe ich mich etwas getäuscht, denn mit Elektrizität wird das Dreschen hier noch nicht betrieben, wird vielleicht auch nicht so bald, vielleicht auch niemals, indem hier gedroschen wird, wo das Getreide gewachsen ist. Jedoch im großen und ganzen wird es hier großartiger und kostspieliger getrieben wie dort. Es möchte einen und den andern dort auch interessieren, zu wissen, wie wir selbiges treiben.

Die Dreschmaschinen sind hier ziemlich groß und vollkommen. Sie haben von 20 bis Pferdekräfte. Andere als selbsttransportable werden zur Zeit nicht mehr benutzt. Die Dreschkästen sind auch groß, von 50 bis 66 Zoll breit, und mit Selbstfütterer, Wagenlader, Stroh- und Spreubläser versehen. Die Kessel werden hier mit Stroh geheizt. „Schade um das Stroh, gerade so zu verbrennen!" wird vielleicht mancher denken, aber es fällt hier jedenfalls dem verzehrenden Element zum Opfer, wenigstens Weizenstroh. Sollte ein Rußländer einmal bei finsterer Nacht sehen (ich habe 20, sogar 40 große Strohhaufen gezählt, die des Tages zusammengeblasen waren u. des Nachts in Flammen aufgingen), dann würde ihm unwillkürlich der Gedanke durch den Kopf schießen, eine verschworene Mordbrennerbande hätte sich am Tage in alle vier Winde zerstreut, um einen schrecklichen Massenmordbrand auszuführen. Aber wir müssen uns auch gestehen, daß hier ebenfalls die Zeit kommen kann, da wir mit dem Stroh anders hantieren werden.

Hier tun sich gewöhnlich acht bis zehn Farmer zum Dreschen zusammen. Eine Maschine erfordert acht Wagen um die Garben herbeizufahren, und vier bis sechs Wagen, das gedroschene Getreide nachhause, oder wo die Elevators nicht zu weit ab sind, gleich in diese zu fahren, und ein Gespann muß Wasser fahren für die Maschine.

Die Karawane, d. h. die Maschine und all die Fuhrwerke fahren hinaus aufs Feld Die Maschine. wird mitten im Felde, wo die Hocken sind, plaziert. Dann werden die Garben von allen Seiten herbeigefahren

und auf beiden Seiten in den Selbstfütterer geworfen, zu je zweien.

Der Wagenlader liefert das Getreide gleich auf die Wagen. Wenn es z. B. gleich in die Elevators gefahren werden soll, dann wird es oft nicht einmal in Säcke getan, sondern bloß in den Wagenkasten laufen gelassen, und beim Elevator ist es vielleicht in weniger als einer Minute abgeladen. Oder wird es nachhause gefahren in Scheune oder Speicher, dann heißt es beim Abladen schwitzen. Durchschnittlich werden von 1,000 bis 1,500 Buschel per Tag gedroschen, mitunter auch 2,000 und darüber.

Ist nun ein Feld abgeräumt, bewegt sich der ganze Zug auf das nächste und, los geht es wieder. Ist die Witterung schön und geht alles flott wie am Schnürchen, dann fühlt der Drescher sich ganz wohl und behaglich, denn jedes Buschel Hafer und Gerste bringt ihm zwei einhalb Cents und Weizen drei einhalb Cents. Doch es darf keiner denken, daß es zum Reichwerden ist, denn so eine Dreschausrüstung kostet das nette Sümmchen von drei bis viertausend Dollars. Lecken aber auf einmal die Rohre im Kessel, so von vierzig bis siebzig an der Zahl, dann, o weh! dann muß der Drescher sich den Schlaf aus den Augen reiben und des Nachts wieder alles in Ordnung bringen, denn die Farmer wollen keine Stunde am Tage verlieren, was ihnen übrigens nicht zu verdenken ist, denn jeder gedungene Arbeiter kostet von $2.00 bis $3.00 den Tag.

Kommen die Farmer des Morgens wieder zur Maschine, dann ist wieder alles in Ordnung; aber der Drescher hat sozusagen keine Nachtruhe gehabt, und obendrein sieht er aus, fast wie ein Schornsteinfeger. Jedoch verliert sich dieses auch mit der Zeit, denn es wird schon viel mit Gasolin-Maschinen gearbeitet, welche hier auch schon sehr zum Pflügen benutzt werden.

Mission.

Mennonite Rescue Mission, 3404 So. Oakley Ave., Chicago, Ill.

Liebe Missionsgeschwister!

Am 18. Mai erhielten wir ganz unverhofft liebe Gäste. Es war Papa, Br. B. Kröker, Schwester P. J. Fast und Schwester Tina Penner von Litchfield, Nebr., die zum Abschiede der Schwester S. O. Kröker kamen. Es war ein freudiges Begrüßen! Welche Freude, die Lieben wieder zu sehen, und manches Wort mit ihnen austauschen zu dürfen nach einiger Zeit der Trennung!

Abends hatten wir Straßenversammlung, an welcher alle mit teilnahmen. Am nächsten Tage, Sonntag, hatten wir wie gewöhnlich, Sonntagsschule. Sie wird ziemlich gut besucht; am letzten Sonntage war unsere Halle voll. Dann hatten wir abends Jugendverein, und weiter noch Abschiedsfest. Viele Gäste waren gekommen, daran teilzunehmen, und unser Herz freute sich, wieviel Teilnahme die Leute zeigten für Schwester Kröker, welche hier ungefähr fünf Jahre treu gearbeitet hat. Nicht lange zurück, am 7. Mai, feierten wir die Einweihung dieses Hauses, und jetzt schon ein ganz anderes Fest.

Bruder Barkmann leitete den Gesang. — Auch er hat diese Großstadt verlassen.— Erst sprach ein junger Bruder, und dann hielt Schwester Kröker ihre Abschiedsrede. Sie lehnte sich an das Gotteswort, Jes. 53, und hob besonders hervor, was der Herr in seiner Liebe an uns getan durch Jesum Christum, unsern Heiland, und daß, wenn wir etwas tun wollen in der Reichsgottessache unsers Herrn, die Liebe Gottes uns ... groß werden und unsere Herzen erfüllen muß mit Gegenliebe. Manches Herz wurde weich und die Augen feucht in diesen heiligen Momenten, da uns manches Bild der Aufopferung und Liebe vorgeführt wurde. Dann durften wir noch einige Worte sagen und zum Schluß sangen wir ein schönes Abschiedslied. Wir hätten noch gerne länger fortgefahren, aber es war bereits 9 Uhr 30 Minuten geworden, so schlossen wir die Versammlung.

Am nächsten Tage wurde noch manches bereit gemacht und am Nachmittage wurde Abschied genommen, und Schwester Sarah O. Kröker fuhr nach Philadelphia, wo sie am Freitag das Schiff bestieg, welches sie nach Europa bringen sollte.

Wie gut ist es doch, daß wir Christen wissen, es gibt ein Wiedersehen! Wann und wo? Das ist dem Herrn allein bekannt. Möge der Segen des Herrn alle Arbeiter, die hinausgehen, das Evangelium allen umnachteten Heiden zu bringen, geleiten!

Wir dürfen wiederholt von solchen Geschwistern lesen und hören, die da willig sind, die frohe Botschaft von Jesu hinauszutragen in die Heidenlande. Ihr lieben Leser! Ist uns die Botschaft auch schon so wichtig geworden, daß wir sie angenommen und wir dem Heilande angehören? Dann wollen wir uns nicht begnügen mit dem gewöhnlichen Christenleben, welches an sich so sehr denkt und so flach und träge ist, sondern uns reinigen und heiligen lassen durch den heiligen Geist, damit unser Leben für Jesum sei!

Wie ihr Lieben wohl wißt, haben wir einen neuen Missionsplatz. Es kostete manche schwere Stunde, aber der Herr erhörte unsere Gebete und gab uns einen neuen Platz. Zwei Brüder kauften denselben und wollen ihn unserer Konferenz übergeben. Also haben wir jetzt ein eigenes Missionsheim und haben nicht mehr nötig, uns auf und nieder schicken zu lassen. Und solch ein schöner, passender Platz! Wenn er auch nicht so sehr groß ist, so geht das zu vergrößern. Wir hatten am letzten Sonntag die meisten Sonntagsschüler, die wir seit Weihnachten gehabt haben. Wir danken allen Missionsfreunden für die Teilnahme. Gedenkt unser vor dem Tron der Gnaden! — Gottes Segen sei mit euch!

Eure Geschwister

A. F. u. K. Wiens

Von allen heftigen Leidenschaften kleidet Liebe das Weib am wenigsten schlecht. — Rochfaucould.

Fortsetzung von S. 8.

wüßten, daß wir überkämen, sicher zögen wir auch."

Nun ist das unsere Bitte an die amerikanischen Freunde und Bekannten: Schwestern und nach unserer Meinung auch noch ein Onkel Heinrichs von Seiten meiner Frau und die beiderseitigen Nichten und Vettern, sowie der gewesene Editor der Rundschau, welcher uns seiner Zeit brieflich mitteilte, er wolle uns behilflich sein. Ob derselbe noch so gesonnen ist? Der Herr Hiebert hat bereits vielen geholfen. Dann ist noch ein Bekannter, F. Klaßen, von Ufa nach Amerika gezogen, an den ich mich schon im Februar brieflich gewandt, doch ist die Adresse wohl nicht richtig gewesen?

Gerade der Umstand, daß ich von ihm in No. 18 der Rundschau las, daß er seine Wirtschaft noch vergrößert, beweist mir, daß es ihn noch nicht gereut, den Schritt getan zu haben, und dies war auch der Hauptanstoß zu diesem Schreiben.

Wie teuer ist in Amerika das Fahren auf der Bahn, z. B. von Nebraska nach California?

Unser Nachbar Wittenberg, welcher auch Lust hat, nach Amerika zu ziehen, hat schon viel Briefwechsel mit Mißler in Bremen gepflogen. Und dieser Mißler hat ihm geschrieben, daß wenn jemand nicht ganz sicher sei, ob er zur Landung in Amerika werde zugelassen werden, der möge an seine Freunde in Amerika schreiben, sofern er Freunde in Amerika hat, daß diese für ihn Bürgschaft stellen. Wenn diese solches tun, dann soll es ziemlich sicher gehen. Dieselben sollten dann aber an ihn schreiben und ihm ihre richtige Adresse senden.

Würden sich dort solche Freunde finden? Wenn wir das könnten wissen, würde es uns viel leichter sein, und diese Freunde könnten uns über alles Aufschluß geben; z. B., wenn wir nach California gehen wollen, ist es ein weiter Umweg, nach meiner lieben Schwester, der W. me Peters, Nebraska? Hat das Grund, daß in California nicht Getreide-, sondern nur Gartenbau getrieben wird? Am liebsten möchten wir wieder mit Getreidebau uns beschäftigen, jedoch, so wie es geht oder der Herr will. Lohnt es sich, etwas wie Gemüsesamen von Rußland mitzubringen? oder ist da von allem? Wie steht es mit Betten und Pelzen oder Pelzmützen? Ist es gut, sein Geld auf der Reise bei sich zu haben, oder schickt man es, um nicht beraubt zu werden, an eine Bank? und an welche? Bleibt es sich auf der Grenze gleich, ob man beim Wechseln Papiergeld oder Silber hat?

Dann habe ich weiter aus der Rundschau vernommen, wie etliche, wenn sie noch einmal Rußland besuchen wollen, Schwierigkeiten mit ihren Papieren haben: Ist da noch ein Unterschied, was für Papiere man sich besorgt?

Allen noch einen herzlichen Gruß und Bitte um schnelle Antwort.

Heinr. Balzer,
Prediger der Menn. Gem. am Terek.

Tiegenhof, Südrußland, den 9. Mai 1912. Das erschütternde Ereignis, der so

plötzliche Todesfall des Peter Löwen hier auf Rosenhof, werden ja viele auch dort in Amerika in der werten Friedensstimme lesen, und doch kann ich nicht umhin, es auch in der lieben Rundschau einsetzen zu lassen, damit, wenn möglich, es der liebe Bruder M. B. Fast, Ex-Editor, je eher je lieber lese, denn es ist sein Schwager. Frau Löwen ist J. Th. Tochter, also Kousin seiner Frau.

Er war gesund und wohl, 49 Jahre alt, und fuhr den 30. April nach Holz. Beim Zurückfahren war er von der Fuhre gefallen und war das hintere Rad über ihn gefahren. Sein Arbeiter, der mit ihm war, hatte ihm wieder auf die Fuhre hinaufgeholfen und war dann sehr, sehr langsam mit ihm gefahren; es war noch so acht Werst von Hause entfernt. Dann war er noch über den Hof gegangen, geführt von seinem Arbeiter.

Frau Löwen hatte ja gleich nach Papa und Jj. Th. geschickt, auch gleich nach Dr. H. Reimer; aber er hatte wohl nur so ungefähr eine halbe Stunde zuhause gelebt Als der Doktor gekommen war, war er schon tot gewesen. Zwei Rippen, das Kreuz usw. entzwei. O! das ist wieder eine von den ernsten Stimmen unseres Gottes an uns Menschenkinder: „Heut lebst du; heut bekehre dich, eh' morgen kommt, kann's ändern sich." Denn „Heute rot, morgen tot", sagt das Sprichwort.

Den 5. Mai wurde er unter sehr, sehr großer Beteiligung begraben. Unser Rosenhofer Kirchlein konnte die Festgäste nicht alle fassen. Wie, wie wünschten wir doch von Herzen, daß er möchte selig heimgegangen sein! Er hat ja noch ein paar furchtbar schwere Stunden, Gnadenstunden gehabt. Er hat seinem Ausspruch nach Vorahnungen gehabt. Der Herr Jesus ist ja gekommen, zu suchen und selig zu machen, die Verlorenen, und will nicht den Tod des Sünders.

Meine herzlichsten Grüße, Br. Heinrich Penner, von Rosenhof hingezogen, glaube, in Kansas. Es freut mich, daß er noch an mich denkt. Auch an Witwe Hel. Flaming, Hillboro, einen herzlichen Gruß. Br. Dietrich Janzen, Memrik, war kürzlich hier. Er versprach zu schreiben. Der Vater Fr. Janzen lebt noch; er ist auf Sagradowka bei der Tochter, wohl schon über 90 Jahre alt. Onkel Daniel Janzen ist gestorben.

An die lieben Geschwister Ab. Reimer, G. G. Rempel und Sarah Rempel kürzlich Briefe abgeschickt.

Jetzt fängt es an, ein wenig warm zu werden. Bis jetzt war es immer noch kalt, stellenweise sind hier noch immer die Oefen geheizt worden. Stellenweise fiel Regen, bei uns aber nicht. Der Herr wird's verseh'n!

Dem lieben Editor und allen Lesern einen herzlichen Gruß mit Matth. 24, 44.

Jacob Enns.

In Aden, Arabien, werden ungefähr 45,000 Personen mit Wasser versorgt durch Wasserwagen, die von Kamelen gezogen werden. Was wollten wir machen, wenn's uns so erginge?—Abendschule.

Aus der Friedensstimme.

Ein bestialischer Raubmord hat in Reinfeld Mai um einhalb zehn Uhr abends stattgefunden. Einem Privatbrief, den Aelt. H. Neufeld am 8. Mai 3 Uhr morgens auf der Reise von Ssinelnikowo geschrieben hat, entnehmen wir folgendes: „Ich komme von Einlage. Es war dort ein schönes Fest... Gestern, Montag fuhren Fr. W. und ich und besahen Bethania... und von dort auch nach Alexandrabad. Als wir 12 Uhr Mittag von dort zurückkamen, war die Nachricht schon da, daß man in der Nacht die Geschwister Daniel Braun, Reinfeld ermordet hätte. Mit Bruder Rempel, bei dem ich Quartier hatte, fuhren wir gleich hin und sieben Uhr abends waren wir schon wieder zurück in Einlage.

Abends halb 10 Uhr geht Br. zu Daniel Pauls, um von dort Gäste zur Nacht zu sich einzuladen. Nach zehn oder fünfzehn Minuten kommt Brauns kleiner Sohn gelaufen und schreit: „Sie stechen unsre Mama." Als sie hinkamen, sahen sie folgendes: Frau Braun und ihre Tochter Maria, etwa 20 Jahre alt, sind tot, die Söhne Franz und Jokab und das Kindermädchen sind verwundet. Jakob, der zu Pauls gelaufen war, hat eine Schußwunde in der Brust. Er ist nach Jekaterinoslaw geschickt, um mit Hilfe der Röntgenstrahlen die Kugel zu suchen. Er ist sehr krank. Franz hat etwa zwölf Stichwunden. Aus drei in der Brust kam die Luft. Er ist sehr krank. Das Kindermädchen hat ungefähr drei Wunden und ist auch sehr krank. Mariechen hat wohl 13 Stichwunden und eine Schußwunde durch die Brust, auch beide Hände sind durchstochen und zerschnitten. Braun Braun hat fünf Wunden, eine vorn in der Brust muß wohl ins Herz getroffen haben. Die andern Kinder sagen, daß Mariechen und die andern Kinder sehr geschrieen und gebeten hätten, man möchte sie nicht stechen. Es waren etwa acht Räuber. Sie forderten 1 000 Rubel. Frau Braun gab ihnen alles, was sie hatte, wohl 55 Rubel, Mariechen auch noch fünf Rubel und die Uhr. Als Jakob nach Pauls gelaufen war, hatten sie ihm noch nachgeschossen.

Einer von Schellenbergs Knechten steht im Verdacht. Er hat mitkommen und alles zusehen müssen. Es geschah alles in der Sommerstube. Wäre Braun zuhause gewesen, dann hätten sie ihn auch getötet.

Die Polizei arbeitet sehr, um den Uebeltätern auf die Spur zu kommen. Wohin ein Mensch kommt, wenn er dem Teufel in der Sünde folgt! Möge Gott sich über die armen Menschen erbarmen, und auch Bruder Braun und die andern trösten!

Auf Tabor und Gethsemane an einem Tage. Am 6. Mai verlebte die Einlager Mennoniten-Brüdergemeinde einen wichtigen Tag. Es wurde ein Dankfest gefeiert für die fünfzigjährige treue Führung der Gemeinde von seiten des Herrn; es wurden aber auch Bekenntnisse abgelgt von den mancherlei Vergehungen von seiten der Gemeinde. Vier Gesangchöre erhöhten das Fest durch den Vortrag herrlicher Zionslieder. Das Wort vom Kreuz erschallte aus dem Munde seiner Zeugen aus alter und jüngerer Zeit. Mit einem Worte: Jesus war uns nahe — wir weilten auf Tabor.

Doch es kann vor Nacht leicht anders werden, als es am frühen Morgen war. Um 10 Uhr des Abends geht die traurige Kunde durchs Dorf: „Bei Daniel Brauns sind Mörder gewesen." Und welch ein Anblick bot sich unserm Auge dar! Die liebe Schwester Braun und ihre erwachsene Tochter Maria liegen tot — gefallen von ruchloser Mörderhand, zerschnitten und geschossen. Zwei Söhne, 17 und 15 Jahre alt, und das russische Kindermädchen sind schwer verwundet. Der ältere hat viele Dolchstichwunden erhalten, dem Jakob sitzt eine Kugel in der Brust. Der liebe Braun war gerade zum Nachbar gegangen, als dieses geschah. Geraubt ist wohl nur ungefähr 50 Rubel. Jedenfalls hat man viel Geld vermutet, da der Bruder am Tage vorher von einer Erbschaftsteilung gekommen war. Hoffentlich werden noch andere Ausführliches über das Einlager Tabor und das Reinfelder Gethsemane schreiben. Der Herr tröste die Zurückgebliebenen!

Gerhard Regehr, Reinfeld, Post Nikolaipol, Gouv. Jekat.

Pokrowka, Gouv. Orenburg. Es war vom 29. auf den 30. April, als sich bei uns viel Regen, verbunden mit Schnee und starkem Nordwind erhob und viel Elend angerichtet hat. Es sind viele, ja hunderte Pferde, auch Kälber totgefroren; denn die Russen haben auch des Nachts das Vieh auf der Weide, selbst in Dejewka (No. 5) sind 13 Pferde erfroren. Wir haben heute auf dem Wege hierher nach Pokrowka im Baschkirendorfe Kuwai, wo wir fütterten, fünf der unglücklichen Pferde gesehen. Ich sah selbst die Leder der gefallenen Pferde, 15 Stück. Wie uns der hiesige Manufakturhändler berichtete, sollen unweit Pokrowka 200 Pferde erfroren sein. Auch zuhause bei unsern russischen Nachbarn in zwei Dörfern ist die ... 70. So hört man noch von weiterliegenden Ortschaften dasselbe. Ich habe nur so viel angegeben, als ich erkundigt habe.

Jj. Töws.

Ein Attentat auf Tisza.

Budapest, 7. Juni.

Graf Tisza, Präsident des Abgeordneten Hauses entging heute mit knapper Not dem Schicksal, ermordet zu werden. Julius Kovacz, dessen Motive vorderhand noch nicht festgestellt werden konnten, feuerte drei Schüsse auf den Grafen ab und erschoß sich selbst, ehe er von hinzueilenden Passanten an der Ausführung seines Vorhabens verhindert werden konnte.

Kovacs, der Selbstmörder, der den Grafen Tisza zu erschießen versuchte, gehörte bis vor kurzem dem Abgeordneten Hause an und wurde wegen ungebührlichen Betragens von der Teilnahme an den Sitzungen ausgeschlossen. Obwohl er für eine längere Sitzungsperiode ausgeschlossen worden war, wußte er sich heute morgen Zutritt zu dem Preßzimmer des Abgeordnetenhauses zu verschaffen und unbemerkt auf die für Zeitungsberichterstatter reservierte Gallerie zu gelangen.

Kurz nachdem die Verhandlungen begon-

nen hatten, drängte er sich an die Brüstung der Gallerie und feuerte mit dem Rufe: „Es gibt immer noch Mitglieder der Oppositionspartei im Hause!" drei Schüsse gegen den Präsidenten des Hauses.

Als er sah, daß er sein Ziel verfehlt hatte, setzte er mit Worten des Bedauerns die Waffe an die eigene Schläfe an und drückte zweimal kurz nach einander ab. Er war auf der Stelle tot.

Das Attentat auf den Grafen ist eine Folge der seit seiner Erwählung zur Präsidenten am 22. März gegen ihn gerichteten Agitation des fortschrittlichen und sozialistischen Elementes. Es war in den letzten Tagen des Mai zu Straßendemonstrationen gekommen, in deren Verlaufe viele Personen von den Soldaten, die von den Waffen Gebrauch gemacht hatten, getötet und verwundet worden waren. Die Arbeiterbewegung hatte einen revolutionären Charakter angenommen, und die Regierung sah sich veranlaßt, die vom Streik betroffenen Fabrikanten zu bewegen, den Streikern gewisse Zugeständnisse zu machen. Die Arbeiter, die in einen allgemeinen Streik gegangen waren, kehrten am 25. Mai zur Arbeit zurück und die Ruhe in den Straßen war leidlich wieder hergestellt, die Streitfragen wurden desto heftiger im Abgeordneten Hause besprochen. Es kam zu stürmischen Scenen, Prügeleien vor den Wahlurnen, und der Präsident sah sich veranlaßt, von seinem Rechte Gebrauch zu machen und die Hauptradaumacher der Oppositionspartei für eine gewisse Periode von der Teilnahme an den Sitzungen und vom Betreten des Hauses auszuschließen. Kovacs war einer der Abgeordneten, denen die Teilnahme an den Verhandlungen untersagt worden war.

Die Leuchtturmwächter von Shesterland.

Der Leutchtturm von Shesterland an der Südküste der Halbinsel Florida gehört zu den übelberüchtigtsten Bauwerken der Welt. Trotzdem er erst im Jahre 1902 allen modernen Anforderungen entsprechend aufgeführt und mit hervorragenden maschinellen Einrichtungen versehen worden ist, halten die beiden dort stationierten Beamten es nie länger als ein halbes Jahr auf dem einsamen Posten aus. Der Turm steht nämlich dicht an der sumpfigen Küste, die wegen ihrer Fieberluft geradeso wie ganz Florida den allerschlechtesten Ruf genießt.

So waren denn im Frühjahr 1906 die Stellen der Leuchtturmwächter wieder frei geworden, da die letzten beiden Inhaber am gelben Fieber kurz hinter einander gestorben waren. Wochen vergingen, ehe sich bei dem Hafenamt Miami, dem die Verwaltung des Turmes obliegt, zwei neue Anwärter meldeten. Bis dahin mußte der Leuchtturm von Mitgliedern der Lotsenstation Miami bedient werden. Die beiden Bewerber um den lebensgefährlichen aber gut bezahlten Posten wiesen sich durch Zeugnisse als gelernte Mechaniker aus, und wurden nach kurzer Probezeit fest angestellt.

Anscheinend hatte die Behörde mit ihnen eine recht gute Wahl getroffen, denn sie versahen ihren Dienst aufs Pünktlichste, schienen auch gegen die Einflüsse des mörderischen Klimas völlig gefeit zu sein.

So vergingen beinahe zwei Jahre. Die beiden Wärter dachten nicht im entferntesten daran, sich ablösen zu lassen, — sehr zum Erstaunen des Hafendirektors von Miami, der ja schon daran gewöhnt war, mit den Shesterlandmännern allerhand Scherereien zu haben. Da erhielt er in den ersten Tagen des Mai 1908 den Besuch eines glattrasierten Herrn, der sich als Detektiv aus New York zu erkennen gab, und dann dem aufs höchste überraschten Beamten mitteilte, in welchem Verdacht er die beiden so treu aushaltenden Wärter habe.

In den Vereinigten Staaten waren nämlich seit anderthalb Jahren tadellos gefälschte Geldstücke und Banknoten in großen Mengen aufgetaucht, ohne daß es gelingen wollte, die Herkunft der Falschstücke zu ermitteln. Die Polizei entwickelte eine fieberhafte Tätigkeit. Alles war umsonst. Und dabei handelte es sich um so glänzend gelungene Fälschungen, daß die Falschmünzer fraglos mit größeren Maschinen arbeiten mußten, um derartige saubere Falsifikate herstellen zu können.

Endlich gelang es dem erwähnten New Yorker Detektiv, die Fährte eines Mannes namens Burkins, der sich in New Orleans und den benachbarten Ortschaften durch Ausgabe falscherDollars verdächtig gemacht hatte, aber klugerweise nicht sofort verhaftet worden war, bis Miami zu verfolgen. Der Betreffende war in Miami in dem ersten Hotel abgestiegen und vertrieb sich anscheinend durch Jagd auf Seevögel aufs Angenehmste die Zeit, blieb aber oft zwei bis drei Tage mit seinem gemieteten Kutter unterwegs, um dann regelmäßig mit seiner Beute an Möven und wilden Enten zurückzukehren.

Der Detektiv ließ sich durch dieses harmlose Verhalten des angeblichen Ingenieurs Thomas Burkins nicht täuschen, besonders da er sehr bald durch vorsichtige Nachfragen bei den Hotelbediensteten festgestellt hatte, daß Burkins seit etwa zwei Jahren regelmäßig für einige Zeit nach Miami zu kommen pflegte, anscheinend, um seiner Jagdleidenschaft zu fröhnen. Außerdem hatte er in Erfahrung gebracht, daß es einen Ingenieur dieses Namens in Ohio, wo Tomas Burkins Mitinhaber einer Maschinenfabrik sein wolle, überhaupt nicht gab.

Diese Tatsachen teilte der Geheimpolizist dem Hafendirektor mit, und bat ihn herzlich, ihm eines der Motorboote der Hafenverwaltung zur Verfügung zu stellen, damit er den eifrigen Nimrod auch auf der See ständig im Auge behalten könne. Er habe nämlich den Verdacht, Burkins unternehme seine Segelfahrten nur, um die wahrscheinlich im Leuchtturm eingerichtete Werkstatt der Falschmünzer möglichst unauffällig zu besuchen, und die neuen Münzvoräte abzuholen.

Trotzdem der Beamte gegen diese Annahme mancherlei einzuwenden hatte, so besonders daß ein breiter Küstenstrich bis nach dem Shesterlandleuchtturm hinab nur aus Sumpf bestände und die Luft daher mit Fieberkeimen angefüllt sei, die jedem menschlichen Wesen einen längeren Aufenthalt unmöglich machten, beharrte der Detektiv doch auf seiner Bitte. Bereits am nächsten Morgen folgte das Motorboot dann in vorsichtiger Entfernung dem Kutter des angeblichen Ingenieurs, der nach anfänglich südlichem Kurs plötzlich scharf nach dem Südwesten steuerte, wo in weiter Ferne durch das Glas deutlich die Spitze des Shesterlandleuchtturmes über dem Meere sichtbar war. . .

An demselben Tage gegen zehn Uhr des Abends näherte sich völlig geräuschlos eine Dampfpinasse mit abgeblendeten Lichtern der Anlegetreppe des Leuchtturmes von Shesterland, an deren Eisenringen der kleine Kutter Burkins' noch immer friedlich vertaut lag. Der Pinasse entstiegen eiligst der New Yorker Detektiv, der Hafendirektor und zwei handfeste Lotsen. Mit ein paar Sprüngen erreichten die Männer die Eingangstür zum Turm, die zum Glück nur eingeklinkt war und schlichen nun behutsam die Wendeltreppe des ganz aus Eisenplatten zusammengenieteten Bauwerks empor.

Die Ueberraschung der drei Verbrecher gelang vollkommen. Sie saßen gerade in dem Wohngemach um den großen Tisch, der mit allerhand Papieren, mehreren Rollen von falschen Dollarstücken, Kupferplatten und Papierproben zur Herstellung von Banknoten bedeckt war.

Nachdem die Gauner, die gegenüber den drohend auf sie gerichteten Revolvermündungen keinen Widerstand wagten, gefesselt waren, begann man sämtliche Gelasse des Leuchtturmes genau zu untersuchen. Hierbei entdeckte man dann, eine wie vielseitig und reichhaltig ausgestattete Falschmünzerwerkstätte sich die famosen Leuchtturmwächter hier eingerichtet hatten. Das Interessanteste war dabei aber zweifellos, daß die Gauner sich mit Hilfe der maschinellen Anlage, die nachts zur Drehung des Leuchtfeuers diente, einen vollständigen Prägstock hergestellt hatten, aus dem die Falschstücke mit erstaunlich scharfer Prägung des Münzbildes herauskamen.

Nun war es allerdings mit dieser sicheren und so schlau gewählten Zufluchtsstätte der erfindungsreichen Verbrecher ein für allemal vorbei. Außerdem konnte man auch mit Hilfe der vorgefundenen Papiere eine ganze Menge von Leuten vor Gericht bringen, die in den verschiedensten Städten der Union wohnten und den Vertrieb der Falsifikate übernommen hatten. Die „Seele des ganzen war jener Thomas Burkin, ein früherer Graveur, der seine Jagdausflüge nur dazu benutze, um die „fertige Ware" abzuholen und die Genossen mit den notwendigen Instrumenten, Chemicalien und Metallen stets aufs neue zu versorgen.

versorgen. — Der Haus u. Bauernfreund.

Die Pflicht des Menschen ist, seinesgleichen zu unterstützen in allem, was von ihm abhängt. Das ist der Kern aller Moral. und ein Herz am rechten Fleck wird mit sich selbst unzufrieden sein, wenn es diese Pflicht nicht erfüllt.

—Friedrich der Große.

Eine Mennonitische Ansiedlung in Colorado.

Einige Dinge, die Sie wissen möchten.

Der Boden im San Luis Tal ist für den größten Teil ein chokoladenfarbener Lehm, und von 5 bis 8 Fuß tief. Er ist stark Nitrogen- und Mineralsalzhaltig, welches die merkwürdige Höhe, welche Weizen und Hafer erreicht, und den großen Könerertrag erklärt. Die erfolgreichsten Farmer sind im Stande Jahr für Jahr 100 Buschel Hafer vom Acker zu ziehen, und 50 bis 60 Buschel Weizen per Acker, 200 bis 300 Buschel Kartoffeln vom Acker, 5 bis 6 Tonnen Alfalfaheu per Acker, und 20 bis 25 Tonnen Zuckerrüben.

Das Tal ist gut versorgt mit Eisenbahnen. Unser Land ist von einer bis 6 Meilen von der Bahn.

Kraut, Blumenkohl, Celery, Zwiebeln, Rotrüben, Pastinaken und andere Gemüse liefern gute Erträge und sind gut zu ziehen. Jede Farmerfrau im Tale hat ihren Gemüsegarten, und ist stolz auf die Masse Gemüse, die sie ziehen kann. Wer Blumen liebt, kann die herrlichsten Blumen in mannigfacher Auswahl ziehen. Sweet Peas wachsen besonders leicht und bringen herrliche Erträge.

Das San Luis Tal offeriert dem energischen Farmer von Central Kansas bessere Gelegenheiten als irgend ein anderer Teil des Landes.

Bewässerungsland mit vollständigem Wasserrecht kann man von $50.00 bis $65.00 per Acker kaufen. Sie können dieselben Ernten im San Luis Tal ziehen, wie in Central Kansas, aber Sie werden niemals Dürre und Mißernte im San Luis Tal haben.

Hier sind fünf gute Gründe, warum deutsche Mennoniten unser Anerbieten untersuchen sollten.

1. Wir haben 10,000 Acker reserviert für eine deutsch mennonitische Ansiedlung.
2. Wir haben eine Stadt ausschließlich für deutsche Mennoniten.
3. Wir eignen das Land, welches wir offerieren, und verkaufen direkt an deutsche Mennoniten, keine Agenten. Keine Kommission zu zahlen.
4. Wir verkaufen nicht auf Kontrakt, wir geben einen Warranty Deed und Abstrakt; sichere Papiere, wenn die erste Zahlung gemacht ist.

Ihr Nachbar wird ein Deutscher sein.

Einige Dinge, die Sie wissen sollten.

Der Hauptfaktor einer Bewässerungsgegend ist der Wasserbestand. Wir sagen, und können es beweisen, daß der Wasserbestand für die Bewässerung unseres Landkomplexes im San Luis Tal vollständig genügend ist für alle Anforderungen in jedem Jahr. Das Wasser zur Bewässerung wird erlangt durch direkten Zufluß von dem Rio Grand Fluß, und durch einen Reservoir in den Bergen. Das erste Gesuch für das Wasserrecht aus dem Flusse wurde im Jahre 1889 eingereicht, und ist seitdem vermehrt worden, bis wir jetzt 1100 second Fuß für unsern Distrikt erhalten.

Vor drei Jahren wurde die Arbeit, einen großen Behälter in den Bergen zu bauen, in Angriff genommen, und wird im Frühjahr oder Sommer 1912 fertig werden, und wird eine Menge Wasser liefern die 46,000 Acker Fuß leichtkommt.

Mit diesem zweifachen Bewässerungssystem ist die Möglichkeit ausgeschlossen, daß der Vorrat des Wassers nicht genügend sein sollte, auch wenn unsere ganzen 10,000 Acker schon während der nächsten zwei Jahre ganz gefarmt werden sollten.

Sie werden mehr Buschel Weizen, Hafer, Gerste und Kartoffeln zum Acker dort ziehen, wie Sie jemals hier gezogen haben. Vierzig bis fünfzig Buschel Weizen zum Acker, und 80 bis 100 Buschel Hafer vom Acker sind nichts ungewöhnliches im San Luis Tal.

Das Klima im San Luis Tal ist ideal. Sie werden sich dort guter Gesundheit erfreuen. Es sind dort gute Märkte und gute Preise für San Lius Valley Produkte.

Wir werden alle drei oder vier Wochen eine Exkursion für Landsucher veranstalten, während des Winters. Wir wollen, daß Sie das San Luis Tal besuchen und sehen, was wir zu offerieren haben.

Sie müssen mithelfen, diese Kolonie zu einem Erfolg zu machen. Gehen Sie mit unserer Exkursion, kaufen Sie 80 Acres Land, und machen Sie den ersten Schritt, eine Bewässerungsfarm zu eignen. Das San Luis Tal wird Ihr bester Freund werden. Die Gebirgsluft macht die Arbeit zur Lust. Die kühlen Sommernächte sichern erfrischende Ruhe. Der milde Winter erlaubt, die Arbeit bequem zu tun. Das perlende Mineralwasser aus unserem artesischen Brunnen wird Sie erfrischen und stärken. Das angenehmste Klima der Welt erwartet Ihr Kommen.

Albert E. King, First National Bank Building Denver, Colorado.

„Wenn ich Präsidentin wäre."

Dr. Anna Howard Shaw steht an der Spitze der National American Woman's Association also, um es kürzer zu sagen, unserer Frauenrechtlerinnen! Wie andere Menschen auch, ist sie offenbar mit ihren höheren Zwecken gewachsen und sonnt sich in dem Gedanken, daß sie dermaleinst Präsidentin der Ver. Staaten werden könne. Wenigstens veröffentlicht sie in der Julinummer von „McCalls Magazine" einen Artikel, in welchem sie darlegt, was sie tun würde, wenn ihr die hohe Ehre zuteil würde. Wie ernst es ihr damit ist, geht u. a. daraus hervor, daß sie nicht nur ihr Kabinett — bei Leibe nicht das Kuchenkabinett! — bereits fertig, sondern auch für andere Posten die passenden Frauen und Männer herausgesucht hat. Denn sie will das „starke Geschlecht" einstweilen noch nicht ganz beiseite schieben. Carnegie, der Friedensfreund, beispielsweise soll Kriegsminister werden, Senator Bourne von Oregon, der bekanntlich demnächst seinen „Job" verlieren wird, Generalpostmeister, John Mitchell Sekretär für Handel und Arbeit usw. Der vielbegehrte Chemiker, Dr. Wiley, soll seinen alten Platz wieder erhalten. Die beste Wahl, die sie getroffen, ist jedoch die Ernennung von Frau Hettie Green als Schatzamtssekretärin. Die versteht den Rummel! Auch John D. Rockefeller jun. ist für ein Pöstchen in Aussicht genommen.

Der Kernpunkt des Artikels aber ist die Feststellung der Tatsache, daß die Verfassung der Vereinigten Staaten Tag für Tag willkürlich verletzt wird, „denn," sagt sie mit nicht ganz einleuchtender Logik, „der Umstand, daß die Verfassung der einzelnen Staaten eine republikanische Regierungsform gewährleistet, setzt voraus, daß kein Staat die Macht haben kann, irgend eine Klasse oder ein Geschlecht ohne triftigen Grund zu entrechten oder als Vorbedingung des Bürgertums die unübersteigbare Schranke des Geschlechts aufzurichten, welche die Hälfte seiner Bürger vom Stimmrecht ausschließt."

Frau Doktor Shaw hat großartige Pläne für die Erziehung der Jugend. Da stellt sie Forderungen, die selbst in der Uebertreibung noch schön sind und nur an dem einen Uebelstand kranken, daß sie als Präsidentin in der Angelegenheit so gut wie gar nichts tun könnte, weil eben die Erziehung der Jugend Sache der einzelnen Staaten ist.

Einigermaßen gefährlich sind ihre Pläne über Belehnung der Ernten durch Nationalbanken, mit welcher Frage sich übrigens der gegenwärtige Kongreß schon beschäftigt, u. alt ist die Forderung der „Bundeskontrolle" — was immer man darunter verstehen mag — über Eisenbahnen, Telegraphen- und Telephonlinien, Wasserkraft und Wasserlieferung. Im ganzen ist die Plattform der Frau Doktor nicht halb originell, als wir es von unserer ersten Präsidentin erwarten dürften. Man fühlt sich fast versucht, zu sagen, daß das gute daran nicht neu, das neue aber nicht gut oder doch nicht durchführbar sei, und so können wir uns einstweilen für die Kandidatur der Frau Dr. Anna Howard Shaw noch nicht recht erwärmen, so leid es uns tut.

„Westl. Post."

Zünde das Licht an, ehe du das Streichholz ausbläsest.

Ein arbeitender Maulwurf leistet mehr als ein fauler Engel.

Tod durch eine Hutnadel.

Von einem seltsamen tragischen Todesfall wird aus Paris geschrieben: Eine junge reizende Frau, die erst seit einem Jahre verheiratet ist und in außerordentlich glücklicher Ehe lebte, ist ganz plötzlich aus dem Leben dahingerafft worden. Schuld an diesem Vorfall war eine Hutnadel, und zwar eine unvorsichtige Bewegung, die die junge Frau gemacht hatte. Sie wollte nämlich ihren Hut aufsetzen, als sie merkte, daß noch nicht die Nadel herausgezogen war. Wie es die Gewohnheit vieler Frauen ist, nahm sie mit der einen Hand die Nadel aus dem Hut, während sie mit der andern versuchte, den Hut festzuhalten. Die Nadel fiel herunter, die junge Dame versuchte, sie aufzuhalten und stach sich dabei mit der Nadel ein wenig in den Leib. Sie achtete zuerst gar nicht darauf, bald aber stellte sich ein eigentümliches Schwächegefühl ein, das mit einem heftigen Schmerz verbunden war. Als die Schmerzen stärker wurden, holte man den Arzt, der eine Entzündung des Bauchfelles feststellte. Es kann vor den Gefahren der Hutnadel nicht genug gewarnt werden, namentlich da sie nicht nur Schaden zufügen können, wenn sie ungeschützt auf dem Hutrande hervorstehen, sondern auch, wenn man unvorsichtig mit ihnen umgeht.

Zwei bis drei gute Gelegenheiten

bei Reedley, Calif.

Der Unterzeichnete hat etliche gute Farmen bei Reedley, Calif., zu verhandeln. Zwei Stücke Land sind je 120 Acres groß, sehr gut bebaut, alles eingezäunt und nur 5 resp. 6 einhalb Meilen von Reedley, 1 einhalb Meilen von der Schule. und von der Kirche der Brüdergemeinde ist die eine 1 einhalb, die andere 2 einhalb Meilen entfernt.

Auf dem einen Platz sind 8 Acres tragender Pfirsichbäume, Maschinen, Wagen, 20 Kühe, 2 Pferde, 2 Esel, 25 Schweine usw. — Auf dem andern Platz sind 12 Kühe, 25 Schweine und 2 Pferde. Solche, die ihr Eigentum im Osten zu verhandeln wünschen, möchten an mich schreiben.

P. W. Thiesen

Dinuba, California.
R. 1, box 30.

Das zuckerreichste Land der Welt.

Der Congressional Record, der amtliche Parlamentsbericht vom 12. April bringt eine Rede, die der Abgeordnete Fowler von Illinois vor einigen Wochen im Haus gehalten hat, um die demokratische Vorlage auf Abschaffung des Zuckerzolls zu begründen. Die Rede arbeitet weniger mit Worten als mit Zahlen, und bringt den selbst für die meisten Amerikaner überraschenden Nachweis, daß Amerikas Zuckererzeugung sehr klein ist, während als das zuckerreichste Land der Erde Deutschland erscheint. — Von der Gesamtzuckerernte der Welt im Jahre 1911 von fast 16½ Millionen Tonnen entfielen auf die Vereinigten Staaten rund dreiviertel Million Tonnen, davon nicht ganz eine halbe Million Rübenzucker und beinahe ein Drittel Million Tonnen Rohrzucker. Der Zuckerverbrauch des Landes stellt sich dagegen auf über 3 und eindrittel Million Tonnen. Deutschland dagegen erscheint 1911 mit 2,55 Millionen Tonnen Rübenzucker, ihm folgt Rußland mit 1,88 Millionen Tonnen und Oesterr-Ungarn mit 1,50 Millionen. Da die Ernte an Rübenzucker 8,10 Millionen Tonnen betrug, hat Deutschland fast ein Drittel allein erzeugt. Die Rohrzuckergewinnung betrug eine Kleinigkeit mehr als der Rübenzuckerertrag, nämlich 8, 32 Millionen Tonnen; das Hauptrohrzuckerland ist Britisch-Indien, das 2, 2 Millionen Tonnen, also über ein Viertel der Gesamternte sich zuschreiben kann; Kuba und Java stehen mit 1,5 und 1,23 am nächsten, während die Vereinigten Staaten — Louisiana 300,000 und Texas 11,000 — nur 311,000 Tonnen aufweisen können. Die 506,000 Tonnen Hawaiis und die 292,000 Tonnen Portoricos bringen allerdings die Gesamternte Amerikas an Rohrzucker auf über eine Million Tonnen. Da Amerika dreiviertel seines Landesverbrauchs einführt, zieht es aus dem Zucker eine Zolleinnahme von 50 Millionen Dollars. Der Zoll auf das amerikanische Pfund von 453 Gramm beträgt etwa anderthalb Cents. Die Zuckererzeuger sehen natürlich in der Beseitigung des Zolls ihren Ruin, besonders die Zuckerrübenpflanzer.

Der Wassergehalt der Ozeane ist so riesenhaft, daß es zwei Millionen Jahre nehmen würde, bis alles Wasser über den Niagarafall gegangen wäre.

Die Mennoniten-Ansiedlung bei Las Vegas, New Mexico.

Unser Land bei Las Vegas hat eine große Zukunft und wird nicht so bald übertroffen an Klima und Ertragsfähigkeit des Bodens. Eine größere Stadt, Las Vegas, ist ganz nahe gelegen. Die Hauptlinie der Santa Fe Eisenbahn geht durch unser Land. Cyclone sind ausgeschlossen. Ungeziefer wie etwa in Kansas oder Oklahoma ist dort in keinem Verhältnis. Es ist Dry farming Land, und dennoch wächst das Getreide in Mannshöhe. Der Absatz ausgezeichnet gut. Dieses Land können wir verkaufen für $13.00 bis $15.00 per Acre.

Um eine geschlossene Mennoniten = Ansiedlung zu gründen, haben wir eine Ranch von 10,000 Acres übernommen und können nun so auffällig billig gute Farmgelegenheit offerieren.

Excursion Züge gehen jeden ersten und dritten Dienstag im Monat. Das Ticket kostet von Newton, Kans., nach Las Vegas hin und zurück $25.95. Weitere Aufschlüsse gibt auf Anfragen gerne

W. W. Toews.

Newton, Kans., den 16. April 1912.

Republikanischer Nationalausschuß.

Zweiundsiebzig Delegaten zum republikanischen Nationalkonvent, deren Sitz und Stimmberechtigung von den Rooseveltschen Anhängern bis jetzt bestritten wurden, sind vom Natiolausschuß beinahe einstimmig in die Taftreihe geschoben worden. Gestern wurden 48 Delegatensitze zugunsten des Präsidenten entschieden und vorgestern bekanntlich 34. Es handelte sich gestern um einige Delegaten aus Arkansas, Florida u. beinahe ganz Georgia. Taft gewann bis jetzt 72 Stimmen und der vormalige Präsident keine einzige. Von Rumpfkonventplänen hört man jetzt nicht mehr soviel als vor etlichen Tagen.

König von Sachsen verunglückt.

Dresden, 7. Juni.

Während einer Truppenbesichtigung anläßlich der Armeemanöver fiel König Friedrich August von Sachsen vom Pferde und erlitt nicht unerhebliche Verletzungen am rechten Unterschenkel.

Der ist der Glücklichste, er sei ein König oder ein Geringer, dem im eigenen Hause Wohl bereitet ist.—Göthe.

Eine Amerikanerin im Zeppelin.

Mit heller Begeisterung hat eine Amerikanerin namens Elisabeth Roy jüngst eine Fahrt in einem Zeppelin'schen Luftschiff mitgemacht, und mit heller Begeisterung schildert sie im letzten Heft von Leslie's Weekly ihre Eindrücke wie folgt: „Die Stricke wurden losgelassen und sofort stiegen wir auf, während die Schrauben zu schnurren begannen und eine mit Scheu und Staunen erfüllte Menge uns nachblickte. Wir fuhren leicht und ruhig dahin und verspürten so wenig Unruhe oder Schwanken, als wenn wir daheim in unserer Wohnung säßen. Es machte den Eindruck, als ständen wir fest und Mutter Erde eilte von uns fort. Es ging über Felder und Wälder, in denen dann und wann Rehe sichtbar wurden, über rollende Eisenbahnzüge und über den ruhig fließenden Rhein. Es ging über fliegende Vögel, und sonderbar war es uns, als wir zu ihnen hinab, statt zu ihnen hinauf zu blicken hatten. Es ging über den Schwarzwald nach Freiburg und Heidelberg, dann weiter in einem Bogen nach Karlsruhe und Straßburg, hinweg über ungezählte kleine Städte und Dörfern. Leute stürzten aus ihren Häusern wie besessen und winkten uns stürmisch zu. Kinder schwärmten aus den Schulhäusern wie Bienen aus ihrem Korb. Alle diese Menschen erschienen uns nicht größer als Fliegen, und leise nur schallten ihre Stimmen zu uns herauf: aber wir konnten sehen, daß sie alle begeistert waren, uns zu erblicken. So flogen wir dahin, viele hundert Meter hoch und mit einer Geschwindigkeit von mehr als 90 Kilometern in der Stunde. Niemand spürte so etwas wie Seekrankheit, im Gegenteil, diese Fahrt durch die Luft mit dem wunderbaren Schiff erzeugte ein vollkommenes Wohlgefühl. — Furcht und Sorgen waren unten geblieben, Not und Verdroßenheit hinter uns gelassen, und ein zufriedenes Behagen nahm ihre Stelle ein. Man kann es in Worten nicht sagen, wie groß das Verlangen wird, immer an Bord zu bleiben und durch die Luft zu segeln. Wir kauften Postkarten hier oben, die wir mit Grüßen an unsere Freunde beschrieben. Sie wurden in einen Beutel gesteckt und so auf einen freien Platz geworfen in einer der Städte, die wir überflogen. Meine Karten haben sämtlich ihren Bestimmungsort erreicht. Noch eine Generation weiter, und man wird von Ort zu Ort segeln, über Meere und Gebirge, genau so bequem wie heute in Eisenbahnzügen und Dampfschiffen."

Eine halbe Million im Ofen versteckt.

In Heidingsfeld bei Würzburg (Bayern, Süddeutschland), starb der als Sonderling bekannte Privatier Leopold Bamberger. Nach seinem Tode fand die Nachlaßkommission im Bettstroh und im Ofen versteckt etwa eine halbe Million Mark in Pfandbriefen. Bamberger hatte, wie sich herausstellte, seit langer Zeit keine Kapitalrentensteuer mehr entrichtet. Er galt aber früher als reicher Mann und war wiederholt in Wucherprozesse verwickelt. Ludwig Ganghofer erzählt bekanntlich in seinen „Erinnerungen" wie er von Bamberger als Student Geld borgte.

Vulkan in Tätigkeit.

Seward, Alaska, 8. Juni.

Der Vulkan Katmai, als der Halbinsel Alaska ist in verderbenbringender Tätigkeit und große Besorgnis herrscht über das Schicksal der Bewohner von Kodiak und benachbarten Inseln.